BLUMENKRANZ

zur

Belehrung und Erheiterung

der deutschen Jugend.

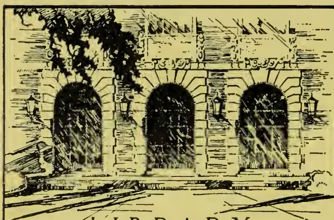
Herausgegeben

vom

Berliner Communal-Lehrer-Verein.

BERLIN
Winckelmann & Söhne.

Josephine Pruckner 1852.





Zwergsagen.

Bielefeldt

Blumenkranz,

zur

Belehrung und Erheiterung der deutschen Jugend,

enthaltend:

Erzählungen, Märchen, Aufsätze und Gedichte.

Herausgegeben

vom

Berliner Communal-Lehrer-Verein.

Mit 6 kolorirten Bildern.

Berlin.

Verlag von Winckelmann und Söhne.

Vorwort.

Wenn es der unterzeichnete Verein zum dritten Male unternommen hat, kleinen und großen Lesern eine den Geist anregende und das Gemüth erquickende Gabe in diesem Buche darzubieten; so ward derselbe dazu nicht wenig durch die glücklichen Erfolge und den allgemeinen Beifall ermuntert, den die Vorgänger dieses Werkchens erhielten, worin er die Berechtigung zur Herausgabe desselben um so mehr zu finden glaubte, als es wiederum 400 Armen-Kindern zu einem angenehmen und nützlichen Festgeschenke dienen soll.

und Schlössern, unter strahlenden Erscheinungen von überirdischen Menschen und himmlischen Genien. Hatte ihm der Vater auch einige Begriffe von christlicher Religion beigebracht, so ward des Knaben Sinn doch auch von ihm wieder so mit Aberglauben aller Art erfüllt, daß er sein Ohr willig den Einflüssen einer überreizten Phantasie lieh. Bald sprach er eine andere Sprache, die er den Blumen und Vögeln, den Bächen und Wasserfällen abgelernt zu haben vermeinte, — wie Musik erklang sie — und die Eltern berauschten sich an dem melodischen Fall der bilderreichen Wortgestaltungen.

So schaute Ottar auch einstmals in die Wolkenformen; verklärt leuchtete sein Auge, denn ein Wesen im Gewande der schwindenden Abendröthe, eine Fata Morgana, vergegenwärtigte sich seiner verlangenden Seele. Entzückt folgte er dem weichenden Bilde, getragen von dem Wunsche, der Erscheinung nahe zu sein, die stets seine Träume erfüllt hatte. Rief es ihn doch mit derselben melodischen Sprache, deren er allein mächtig war; verstand es doch seine aufschwellenden Gefühle zu deuten, — denn es winkte mit dem rosigen Finger, und schlug immer reizender und beglückender die goldenen Seiten seiner Harfe. Da plötzlich schwand das leuchtende Phantom und öde und finster ward Alles umher. Ottar gewahrte sich allein in dem düsteren Walde und rings keine Spur einer menschlichen Wohnung, sich selbst und seinem nagenden Durste nach der Erkenntniß der göttlichen Gestalt überlassen. Weinend erklomm er einen Gipfel des nächsten Baumes, sich dort nach einem Auswege umzusehen. Aber vergebens. Ermüdet sank er endlich in das schwellende Moos, und freundliche Elfen betteten ihn sanft und umschwebten ihn hold mit wonnigen Gesängen. Da fühlte er sich fortgetragen; vor ihm leuchtete die göttliche Härfenträgerin. Er breitete die Arme aus nach ihr, sie umfaßte ihn und nahm ihn lächelnd an ihr Herz. Selige Lust durchströmte ihn; die Genien entflohen, — ein neues Bild that sich vor ihm auf. Er sah sich größer und schöner, in

purpurnem Gewande, mit grünem Kranz im lichten Haar, in einem einsamen Nachen auf weitem Strome, von silbernen Wellen getragen. Aber die Harfe lehnte an seiner Seite und tönte von selbst, und ihr entströmten die wunderherrlichsten Melodien, so daß die Fische im Wasser dem Kahne nachzogen und des Waldes Thiere sich dem rebenbekränzten Uferrande näherten. Plötzlich erblickte er vor sich eine gischende Masse silbernen Staubes, die ihn begraben zu wollen schien. Und schon verschlang ihn der Wellensturm, und er betete sein Sprüchlein, glaubend, sein letztes Stündlein sei gekommen und sein junges Leben geendet. Aber die Harfe glitt sanft neben ihn hin und tönte fort und fort; da glättete sich das Wasser und ihm ward Raum. Doch über ihm brauste die heulende Fluth unablässig weiter; unten blieb es klar und rein, durchsichtig wie Bergkrystall; er konnte athmen, wie in der Luft, das flüssige Element beschwerte ihn nicht, und über sich sah er Schaaren von Fischen in freudiger Lust sich bewegen. Er schaute um sich: da lebte und webte es um ihn ,und die Gebilde seiner Phantasie, die er bei seinen Eltern im Walde in den gespenstig enteilenden Wolken gesehen, sie waren Leben geworden. Ein glänzendes, silbernes Schloß erhob sich vor ihm, das den Strudel im Strome erregt und ihn hinuntergezogen hatte. Darüber konnten die Schiffer nicht fahren, ohne zu stranden und unterzugehen. Rings umher streckten vielgliedrige Polypen, die sonst nur in den Tiefen der Meere ihr Wesen treiben, ihre mächtigen, unzähligen Arme aus, und Grausen erregende Ungeheuer stierten ihn an; aber sie waren versteint, gleich den Donnerkeilen, welche die wüthende See im Sturme aus ihrem Grunde hervorwühlt und an die Felsen wirft. Aus rothen Korallenzacken gebaut, erhob sich die prächtige Stromstadt, von liebreizenden Najaden bewohnt. Sie schaarten sich zahlreich um ihn und geleiteten ihn schwimmend zur Wohnung ihres Königs. Ein hoherGreis mit weißem Barte, smaragdgrünem Gewande und silberner Krone empfing ihn freundlich und labte ihn mit duftendem

Tranke, aus lichten Trauben gepreßt. Da erglänzte des Jünglings Auge; er ward sich selber klar: hier fand er sein Eden. Des mächtigen Rheinstromes Wellen hatten ihn zum Rheinfall geführt, wo der alte König Rhein thronte und ihn jetzt mit seiner Gluth begeisterte für das Leben.

Feurig griff er in die Saiten seiner Harfe, und stimmte Lieder an voll heitren Sanges und edler Dichterlust. Er sah seine inneren Traumgestalten verwirklicht, denn nicht mehr schlief der Knabe unter dem Baume im Walde. Des Lebens Ruf hatte den Jüngling schnell gereift und, ihm unbewußt, hinausgeführt in des Weltalls andere Regionen; und Allen erklangen fortan seines Busens Weisen, die sich so zu der Harmonie geläutert hatten, daß er als begeisterter Minnesänger, hinzog in alle Weiten, und der Menschen Herz erquickte mit der unendlichen Gottesgabe in seiner Brust. Denn in ihm tönte die Harfe fort und fort und milderte des Lebens wüste Stürme, bis endlich sein Herz sich sehnte nach des Himmels Reigen und ihn hinaufzog zu der Erscheinung seiner Kindheit, der er sein ganzes Leben nachgestrebt, der vergöttlichenden Poesie! —

Vier Gedichte von F. W. Riehl.

Schmetterling und Knabe.

An einer flammenden Rose hing
Ein wunderlieblicher Schmetterling;
Er war so froh, so wonneentzückt
Und trank ihren Duft, ganz selig beglückt;
Er küßte sie innig, bei trauten Scherzen
Und schmeichelte ihrem zarten Herzen:
Sie sei noch schöner, als Morgenrothschein,
Und müsse der Rosen Königin sein.

Ein wilder Knabe sah ihn und schlich
Ganz leis' an die prangende Rose sich;
Im Nu, da hatt' er ihn gefangen
Und sprach mit Freudengluth auf den Wangen:
„Wie strahlt er himmelblau, so hold,
Gesäumt mit Purpur und blitzendem Gold,
Einen Schmetterling, so himmlisch=schön
Und groß, hab' ich noch nie gesehn!“

Der wird meiner Sammlung herrlichste Zier;
Fast jammert mich zwar das liebliche Thier;
Doch muß er sterben, da hilft kein Ach!"
Er nahm die spitze Nadel und stach —
Sich in die Hand und zuckte dabei,
Da wurde der arme Schmetterling frei.
Der flog entzückt hoch in die Luft,
Zu Waldesgrün und Blumenduft.

Veilchen's Tod.

Veilchen:

Goldlockig, schönes Mägdelein,
Ade, wir müssen scheiden;
Die lenzgeschmückte Gotteswelt
Muß ich auf ewig meiden;
Die Ros' erblüht, nun welk' ich ab
Und lege mich in's stille Grab.

Kind:

O, laß die Rosen weiß und roth,
Erblühen in dem Garten,
Doch, Holde, bleibe lang' noch hier,
Will sorgsam dein auch warten.
Verzieh', bescheid'nes Veilchen,
Noch wenigstens ein Weilchen!

Veilchen:
Groß ist nach Leben, Lenz und Lieb',
Nach dir auch mein Verlangen,
Doch fühl' ich, ach, im Herzen tief
Des nahen Todes Bangen:
Schon dunkelt's mir, das Auge bricht,
Ade, ade, vergiß mein nicht!

Der Spaziergang im Walde.

Der holde Mai in Blüthenpracht
War wieder im hehren Glanz erwacht,
Und junges Leben und neue Wonne
Begrüßte die milde Frühlingssonne.
Die ganze Natur war Jubel und Klang,
Ein großer, harmonischer Lobgesang:
Was athmete, trank an ihrer Brust
Die reinste, seligste Himmelslust.

Da sprach der Vater: „Auf, mein Sohn,
Es lacht der junge Morgen schon,
Wir wollen verlassen das dunkle Haus
Und gehn in die schöne Natur hinaus;
Wir wollen ziehen zum grünen Hain,
Da werden wir froh und glücklich sein;
Da schmecken wir, welche Seligkeit
Die prangende Muttererde beut!"

Und als sie waren in Waldesnacht,
Bei Maienduft und Blüthenpracht,
Da sprach zum Vater der Knabe entzückt:
„„Wie herrlich sind die Bäume geschmückt.
Sieh, wie sie stolz die Häupter tragen
Und viele bis an die Wolken ragen;
Und hörst du, wie ihre Wipfel sausen,
Wenn durch sie hin die Winde brausen?

Und hier im funkelnden Morgenthau
Strahlen viel Blümlein, roth, weiß und blau;
O, wie ergötzen die holden mich,
Die lieben Veilchen kenne ich;
Und überall tönt der Vögelein Singen;
Sieh, wie die Hirsche und Rehe dort springen,
Und wie sie nun stehn und behutsam lauschen,
Da in der Ferne Töne rauschen!""

„Mein Sohn," sprach drauf der Vater erfreut,
„Ich schaue auch all' die Herrlichkeit,
Und freue mich von ganzem Gemüth,
Wie Alles beglückt, voll Wonne blüht;
Doch weißt du auch, wessen Geist hier weht?
Hier wohnet Gott in Majestät!
Die ganze Natur ist sein heiliger Tempel,
Trägt überall seines Wesens Stempel.

Hier predigen gewaltige Jünger:
Die riesigen Eichen sind Gottes Finger;
Sein Odem ist's, der durch die Wipfel saust,
Seine Kraft, die in dem Strome braust;

Der Vögel lieblicher Gesang
Ist seines Mundes heil'ger Klang,
Und aller, aller Wesen Leben
Ist Geist, von seinem Geist gegeben.

Und willst du des schönen Daseins dich freun
Und stets hinnieden selig sein:
So lebe am Busen der hehren Natur,
Folg' immer ihrer göttlichen Spur;
Dann wirst du für alles Erhab'ne entbrennen
Und immermehr den Höchsten erkennen;
Dann wirst du ihm dich ganz ergeben,
Und stets nach seinem Herzen leben."

Der Sternenhimmel.

Kind:

Wie funkeln und strahlen aus weiter Ferne
Vom Himmel viel tausend goldene Sterne;
Wie flammen sie mit diamantener Pracht
So lieblich in unsre Erdennacht.
Der Lehrer sagte: die Sternelein
Soll'n große, große Welten sein;
Ich glaubt', es wären Lichter nur,
Zu leuchten unsrer Erdenflur.

Vater:

Zwar ist die Erde groß und weit
Und voll von Gottes Herrlichkeit;
Doch ist ihr riesenhafter Ball
Noch lange nicht das Weltenall.
Ein dunkles, winzig Pünktchen nur
Ist er im Reiche der Natur;
Wir schließen oft nur nach dem Schein
Und hüllen uns in Täuschung ein.

Die flammenden Sterne am Himmelszelt
Sind auch noch nicht das All der Welt;
Den größten Theil mit seinem Licht
Sieht unser schwaches Auge nicht.
Und jeder Stern ist eine Welt
Voll Wesen, und wohl gar beseelt;
Und Welten schwinden und entstehn,
Wie Blumen hier blühen und vergehn.

Und willst du hinnieden weise sein,
So richte nie nach falschem Schein;
Forsch' tief im Buche der Natur,
Da findest du der Wahrheit Spur.
Dann wirst du erkennen, mein liebes Kind,
Wie klein wir schwache Menschen sind;
Wie Alles vollkommen, erhaben ist,
Doch Gottes Macht kein Mensch ermißt.

Erinnerungen eines alten Thalers.

Von J. F. Rohdmann.

Es war wieder ein Mal der Sankt Rochustag, mit Betfahrten in vielen Gegenden des europäischen Abendlandes gefeiert, vorüber. Sein Nachfolger „in Morgenroth gekleidet,“ wurde von manchem wackern Frühauf in alltäglicher Weise mit einem „guten Morgen“ begrüßt, als plötzlich und sich mehr und mehr verstärkend, ein Geräusch von Rufenden durch die Straßen ging. An Thüren hörte man klopfen, und Fenster flogen dabei hastig auf, daß mancher Glaser vor Freude von seinem Lager sprang. Aus einem dieser Löcher der Neugierde schob sich ein Kopf mit Knebelbart und Zopf hervor und fragte: „Giebt's Feuer?“ Und von der Straße bekam er den Bescheid nach seiner Dachkammmer hinauf: „Nein! es ist ein großes Feuer ausgegangen!“

Belesene Leute wissen, daß dies am 17. August 1786 zu Potsdam geschah. Dieser Tag, der Todestag des unsterblichen, alten Fritz, war mein Geburtstag. An ihm trat ich aus der Münze zu Berlin in die Welt — und will nun zur Erbauung der märchenliebenden Jugend einige Mittheilungen über meine Schicksale zum Besten geben. Ich bin jetzt ein alter Thaler und gehöre -- so gut, wie Manches aus der

Zeit unseres großen Friedrich, zu den Raritäten, die nicht Jedem zugänglich und erreichbar sind, und könnte wunderliche Sachen erzählen, wenn man meinem Alter Nichts für ungut nehmen möchte. Doch um Anstoß zu vermeiden, kommt, Kinderchen, aus dem Gedränge hier auf die lange Bank — und laßt euch, was ihr anhören dürfet, in aller Ordnung zu Gemüth führen!

Ich war eben noch nicht älter, als die jungen Menschensprößlinge zu sein pflegen, wenn man sie das allererste Mal austrägt, als ich schon mit auf eine große, große Reise mußte. Mit Wem? Ich wußte das nicht ganz genau, weil mich eine Hand mit langen, starken Fingern, als ich mich so zu sagen noch in der Wiege befand, ergriff und eiligst in einen finstern Sack steckte. Hernach hab' ich nur wahrgenommen, daß mein Entführer ein feiner Mann war, der sich in etlichen Sprachen ausdrückte, viele meiner Kameraden nach und nach losließ, ja sogar einige verschenkte, wie wenn wir Sklaven oder seine Leibeigenen wären. Auch hörte man ihn auf der Reise sagen, wie viele Thaler er auf derselben todtgeschlagen hatte. Gewiß ist er inwendig bei Weitem nicht so fein gewesen, als in seinem Äußern. Das Kleid macht nicht immer den Mann!

Und wohin unsere Reise ging? Ach, für einen ächten Berliner nach damaligen Begriffen entsetzlich weit: fast hundert Meilen, wenn auch nicht auf lauter geraden Wegen, und nach einer ganz entsetzlich verschrie'nen Gegend: nach jener, wo die schlimmsten Feinde des großen Königs mit Glück erobernd vorgedrungen und zum Festsitzen gekommen waren; nach jener, wohin man gegenwärtig, um die schreckliche Langweiligkeit im Durchziehen derselbern zu mindern, eine lange, lange Schienenbahn anlegt, welche den Leuten dort eine rechte Bahn des Fortschritts heißen wird. Es ging aus dem locker-leichten Sande der herrlichen Kurmark Brandenburg nach dem zähen Boden der kronpreußischen Hinterwälder, bis beinahe zur Grenze von Nimmersatt, nämlich

nach der Landeshauptstadt am Pregel und auf der ausgestreckten Landzunge nach dem letzten Leuchtthurme, den wir in dieser Richtung haben. Wiewohl diese Fahrt, aller hastigen Anstrengungen ungeachtet, so viel Zeit fortnahm, als man jetzt zur Reise von Europa nach Amerika braucht und nicht ganz geringe Fährlichkeiten hatte, so langten wir doch ohne viel Steckenbleiben, weil es noch nicht spät im Jahre, sondern im sogenannten Frauensommer war, am Orte der einstweiligen Bestimmung, in Königsberg glücklich an, nachdem wir in der Grenznähe nur den Wind beobachtet hatten.

Nicht will ich euch viel unterhalten mit meinen ersten Umtrieben in dieser zur Bewegung geräumigen Stadt. Mein Hervortreten geschah in jenem Theile derselben, welcher vielleicht von Meinesgleichen den Namen führt: auf dem „Sackheim," woselbst ich nach Weltgebrauch, meines frischen Glanzes wegen, mit Aufmerksamkeit behandelt — aber auch bald von Einem dem Andern zugeschoben wurde, wie's Bedürfniß, Gelüst oder Vortheil der Menschen erheischte. Der Eine sah mich als Trinkgeld an — und machte sich meinetwegen so lange Durst, bis ich fort war. Der And're hielt mich für ein Stücklein Zehrgeld — und ließ mich in einer guten Garküche los. Der Dritte nahm mich als ein Zeichen der Erkenntlichkeit etwas besser in Acht und verschaffte sich für meine Rechnung einen nachhaltigen Nutzen. Ein Vierter, der mich als den Lohn einer sauern Arbeitswoche betrachtete, verlangte von mir einen vergnügten Sonntag und einen blauen Montag und ließ mich im Wirthshause liegen, wie mein erster Freund Leichtsinn gethan hatte.

Durch dieses wüste Treiben gerieth ich nach einiger Zeit vom Sackheim nach dem „Tragheim," indem ein dort wohnender Kriegskorporal mit einem Stelzfuße gerade so viel durch Erzählen haarsträubender Schlachtengräuel gesammelt hatte, daß er seiner Lieblingsneigung, einen Thaler aus des großen Helden letztem Jahre zu besitzen, Befriedigung schaffen konnte. Die Freudenthränen solltet ihr gesehen haben, die der

Mann vergoß! Nicht, weil er einen ganzen Thaler im Besitz hatte, sondern weil ihm des Königs Bild und Überschrift, glänzender als je den Werth vorhielten, welchen dieser Monarch für das Land — und somit auch für ihn gehabt hatte! Dieselbe Rührung stellte sich allemal wieder ein, wenn er im Gespräch mit Vaterlandsfreunden und Verehrern des alten Friedrich ein Wenig die Gegenwart an der Vergangenheit maß, und tausendfältig Den in's Leben zurück wünschte, dessen Sterbetag mein Gepräge bezeichnete. Nicht aus den Händen wollt' er mich lassen, bis er abgerufen würde, seinem königlichen Herrn in der andern Welt Rapport abzustatten, und mein bloßer Anblick sollte täglich nach dem Morgen- und Abendsegen ihn mahnen daran. Leider jedoch drangen die Kinder des Alten darauf, mich nach einigen Wochen wieder fahren zu lassen, weil Hunger und ein blanker Thaler nicht zusammen gehören, es müßte denn beim Geizhalse sein; und ich kam auf den „Butter- und Haberberg" und wer weiß, wohin? in kurzer Zeit vielleicht in der ganzen Stadt herum!

Am schmeichelhaftesten war mir das Urtheil eines Mädchens in „Löbenicht," wo der „Münchenhof" in die „krumme Grube" führt: „Von Deinesgleichen nur eine Braupfanne voll!" Es war damit ein länglicher Bierkessel von reichlich drittehalb tausend Berliner Quart gemeint. Ich glaube, das Mädchen würde gleichfalls Freudenthränen gehabt haben, wenn wir in großer Armee bei demselben einmarschirt wären. Mich Einzelnen nahm's nicht sonderlich in Acht, sondern brachte mich alsbald in eine Gesellschaft lustiger Leute, wo man unter vielem Gelächter Versteckens mit mir spielte, meinetwegen Pfänder gab und wieder einlösete, mich fallen ließ und unter die Füße bekam und manchen kindischen Muthwillen mit mir trieb. Ich vermehrte meine Weltkenntniß dadurch, ohne von meinem Werthe zu verlieren, wiewohl es mit meiner ursprünglichen Sauberkeit jetzt minder glänzend aussah. Doch in der Welt nützen, nicht glänzen, war meine Bestimmung.

Letzteres muß auch die Krummegruberin von mir, und muthmaßlich zugleich von den Mädchen ihres Standes gedacht haben, denn sie ließ mich an einem der nächsten Sonntage Gevatter stehen, und so kam ich in das Haus eines armen Mannes, der zwar seines Glückes Schmied, nämlich ein kleiner Nagelschmied war, aber das Glück immer nur auf eine kleine Weile für sich festgenagelt erhielt, auch nach dem Taufschmause Wenig zu beißen und zu brechen hatte. Gleichwohl ward ich von ihm für unveräußerlich erklärt und gelangte hier zu der Erfahrung, daß arme Leute durchgängig haushälterischer sind und ihr weniges Geld besser in Ehren halten, als es viele verwöhnte Reiche thun. Ich wurde hier bewahrt, wie der Augapfel des Kindleins, in dessen Wickelband ich eingesteckt worden war. Am Tage befand ich mich mitten im Kreise der Familie, wenn auch in keinem Versteckspiele zwischen jungen Herren und vergnügten Jungfern, und half meinem Pathchen die Zeit vertreiben. Des Nachts lag ich auf Baumwolle gebettet in einer Pappschachtel, woselbst noch neun-und-neunzig meiner Münzbrüder Platz gehabt hätten, wenn unser Nagler nur so glücklich mit ihnen gewesen wäre, wie — — nun, wie wohl ein Mal ein größerer Nagler mit Unsersgleichen das Glück gehabt hat! Es war mir von diesen Leuten allerdings des Heckthalers Ehre zugedacht, was ich Anfangs nicht verstand, bis es der Mann seinem Kinde, dem aufwachsenden Mädchen, damit erklärte: „Geld bringt wieder Geld, wenn es nicht müßig liegen, sondern ein Bischen wuchern darf!" Doch das Hecken meiner Gattung mißrieth in den sehr unruhigen, viel verschlingenden Zeiten durchaus; und Alles, was in meiner Brütschachtel nach und nach sich zusammenfand, belief sich auf einen gescheuerten Achtzehner, ein Fünftel meiner Wenigkeit, ein Paar Sechser und einige betagte Düttchen: alles gekrönte Häupter, wie sie die königsberger Münze, nicht aber meine Hecke geliefert und wodurch des Mägdleins Vater des Kindes Geburtstage verherrlicht hatte. Bis auf den zweiten Thaler brachten wir es nie; denn die

Familie lebte nur „aus der Hand in den Mund," und selbst, was Töchterlein mit Näh=, Strick= und Stopfnadel verdiente, ging immer wieder in den allernothwendigsten Dingen für eben dies Töchterlein auf, wenn auch nur, daß es die Blöße decken und Sonntags in der Kirche sein Buch mit Goldschnitt halten konnte.

Die Verlegenheit wuchs, wie das Haupt= und Erzübel der Zeit: Mangel an Erwerb und Vertrauen. Unter dem eisernen Fußtritte der rastlos umherziehenden Kriege sank Handel und Wandel gänzlich nieder, und viele Tausende meiner Kameraden wurden in finst're Winkel oder in's Ausland geschleppt, wodurch das Elend einer kriegführenden Zeit noch greller hervortrat. Auch mein Darauf= oder Davongehen muß befürchtet worden sein; denn seit vom Osten die Freunde, vom Westen die Feinde des Landes in diesen Gegenden sich den Tisch decken ließen, zog mich das liebe Mädchen näher an sich und nannte mich seinen einzigen Schatz. Am Tage kam ich fast nicht mehr von seinen Händen und auch des Nachts nur selten aus dem Busentuche, das mich in einem Knoten verbarg. Ich glaube kaum, daß Meister Nagler zuletzt meinen Aufenthalt kannte. Weder bei den Anforderungen der Russen, die seine Wirthschaft beköstigen, noch bei dem Visitationsfleiße der Franzosen, denen auch das Letzte hingegeben werden mußte, kam Jemand mir auf die Spur. Selbst im Frieden zu Tilsit war keine Rede von meiner Auslieferung oder Abtretung, wie viel man auch links und rechts loslassen und hinterher zahlen mußte. Bei meiner Regina befand ich mich ganz wohl geborgen, und konservirte mich so gut, als käm' ich eben erst aus der Münze.

Leider wurde die ruhlose Zeit immer häßlicher, und meine wertheste Gönnerin immer hübscher; (sie hatte das Alter von tausend Wochen erreicht, als ich mich etwa zwanzig Jahre lang unter Leuten befand) so daß ich, der langen Gunst ungeachtet, als ein Opfer der Verhältnisse fallen und ausgegeben werden mußte, weil auch sie bald aus-

gegeben zu werden vermuthete. Sie wandte sich thränenden Auges von ihrem bisherigen Schatze, der es hernach an keinem Orte besser gehabt hat, oder von irgend einem Menschenkinde wieder so warm gehalten worden ist. „Es kann ja nicht immer so bleiben,“ flüsterte Jungfer Regina mir zu, da sie mich in einem Laden fremden Händen übergab und Sächelchen nahm, welche dem künftigen Schatze gegenüber ihr Ansehn in Etwas verschönern mochten. Glück ihr und mir auf uns're nun weit geschiedenen Wege!

Jetzt kam ich in den eigentlichen Weltverkehr, wie der junge Mensch, der mit mir von ziemlich gleichem Alter ist, wenn er die Heimath und ihre Ruhe verläßt, und sich umherstößt in der bewegten und ihn bewegenden und abschleifenden Welt. Mein erster Aufenthalt war jetzt, wie gesagt, in einem Handelsladen, wo man mich kaum ansah und zu vielen ältern und jüngern Kameraden, die nicht sämmtlich „von edlem Gehalt und verdachtlos“ waren, in ein finst'res Behältniß sperrte, von wo wir nicht früher an das Tages- oder vielmehr an das trübe Nachtlicht kamen, bis wöchentlicher Abschluß gehalten wurde. Das war kein Wochenschluß, wie bei dem Stelzfußkorporal, der hinter den Kriegs- und Siegesliedern einen frommen Kirchengesang ertönen ließ, bevor er sich am Sonnabende nach einem Überblick seiner Wochengeschäfte zur Ruhe begab; oder wie beim Nagler, wo zwischen Sonnabend und Sonntag viel Erbauliches gelesen werden mußte, seit Reginchen mit Buchstaben zurecht kommen konnte. Hier gab's lediglich eine Paradierstunde, worauf man von Neuem zur alten Finsterniß in den Mammonskasten hinab mußte. Mir war es ein Ekel, mit welchen schmierigen Gesellen, groß und klein, ich da beisammen lag! Die Hängematten keines Auswandrerschiffes der jetzigen Zeit können ein bunt'res Gemisch und eine größere Widrigkeit mit einer gleichartigeren Bestimmung verbinden. Sehr bald war hier wieder ein Theil meiner noch leidlichen Außenseite dahin! Und wäre mein Inn'res nicht ächt gewesen, ich hätte zur gemeinen

Scheidemünze hinabsinken können, wie der Jüngling in feinen Kleidern unter Buben ein Bube, das Mädchen in der vollen Nettigkeit alles Putzes unter versudelten Dirnen eine gleichfalls nied're Kreatur wird.

Nach einigen Wochen hieß es: „Zur Messe!“ Der Ladenhalter nahm eine Hauptmusterung mit uns vor und rückte dann gemächlich und berechnend aus, über den Weichsel= und Oderstrom fort, bis in's heit're Sachsenland hinein, wo wir an der Pleiße halt machten und auf Eroberungen ausgingen. Wir thaten das Uns're theils in Massen, theils einzeln, je nach den Bestimmungen des Herrn, in dessen Händen wir uns befanden. Gut nur, daß er Macht und Willen besaß, uns vor Zudringlichkeiten zu schützen, die den schönen Mammonskindern auf den Messen in aller Heimlichkeit nachzustellen pflegen. Kurz: ich blieb von diebischen Fingern unberührt und gerieth an einen Zeugfabrikanten, der mich sehr genau prüfte, weil er den Ausländern wenig Ächtheit zutrauen wollte. Selbst mich bisher Unverdächt'gen hielt er für falsch, weil mein Gepräge nicht völlig mit andern Thalern, wie sie gerade vorlagen, übereinstimmte. Doch ließ er sich überreden, nicht überzeugen, und nahm mich an.

Einem fortdauernden Mißtrauen oder einem Mangel an Zuneigung will ich es beimessen, daß ich nach kurzer Rast gegen eine sächsische Wurst ausgewechselt wurde, dann in die Gewalt eines meklenburgischen Viehtreibers kam und von diesem einem Meister Altflicker überliefert wurde, der einen Kernspruch des weisen Sirach an mir bewahrheiten sollte, daß nämlich, wer mit Pech in Berührung kommt, sich besudelt. Ich hatte Pech und behielt Pech von hier an noch eine längere Strecke meines Alters hinauf. Wenige Monate bei diesem Pechmanne reichten hin, mir an= und aufzukleben, was mich in übeln Geruch bringen und meinem Ansehn schaden mußte. Dringend will ich allen etwas jugendlichen Wandersleuten gerathen haben, wenn sie noch im Stande sind, auf einigen Glanz in ihrem Äußern halten zu können, dies ja

nicht zu verabsäumen. Das angenehmste Fort- und Unterkommen ist nicht selten lediglich daran geknüpft. Unsaubere werden gemieden, wo man sie meiden kann. Jetzt schien es Keinem einzufallen, mich ordentlich anzuschauen und aufzuheben. Ich ging von Hand zu Hand; aber nicht mehr anders, als um kleingemacht zu werden.. Wenn ich auf einem Heringsbrette lag, oder mit Essig und grüner Seife behandelt wurde; wenn ich auf ein Stücklein Papier herausgegeben, um Nichts besser schien, als die neben mir hingezählten, verwahrloseten Kupfermünzen; wenn ich bald in den Schnapsverschank, bald in den Käsekram mußte, bald in der Trödelbude hinter der Redensart: „Für einen lumpigen Thaler fort mit Schaden!“ in einen Beutel gesteckt wurde, wo Pechvögel meiner Gattung aus dreißig Nationen Spuren ihres Aufenthalts gelassen hatten; wie sehr, wie tief glaubt' ich mich dann erniedrigt, und wollte vor Scham und Ärger vergehen! Und wirklich sah ich ein Mal in polnisch-hebräischen Händen mein sich'res, nahes Ende voraus, als eine scharfe Feile mich zu benagen anfing, daß mein ganzer Zusammenhang erbebte. Doch war es glücklicher Weise noch nicht auf meinen Untergang, sondern nur auf ein Wenig Silber abgesehen, das man in unredlicher Art mir abnöthigte. Vielen meiner Kameraden erging es in dieser bösen Zeit üb'ler. Sie mußten im Schmelztiegel die Feuerprobe bestehen, wurden mit schlechtem Metall versetzt und sollten sich dennoch in guter Form, als gute Silberwaare, Geltung verschaffen. Ich blieb doch noch wenigstens ein ordentlicher, ächter Thaler, der den Verkehr beleben half, wenn ich auch den einen Tag Hammelsbraten oder Rosinenstollen, den andern eine Flasche Hochheimer oder eine Meerzwiebelmixtur, den dritten zwanzig Kubikfuß Raum im Theater, oder ein traulich Plätzchen in einer Postkutsche, den vierten eine Menge Kegelholz, oder ein Viertel vom Lotterieloosviertel und oft ganz namenlose, bisweilen wirklich sinnlose Dinge zu vertreten hatte. Man durfte doch nicht Zahnstocher, Ohrlöffel, Schuhschnalle,

Westen- oder Hemdärmelknopf sein; im Theekesselgefolge, bei Porzellanköpfen, oder sonst als ein minder ed'les Geschirr dem Bedürfnisse der Leute zu Diensten stehn, obschon ich's ganz löblich finde, daß es auch Geräth zu niederem Gebrauch aus edlem Stoffe giebt.

Als 1812 die kräftigsten Söhne Deutschlands, als wären sie verhandelte Sklaven, durch den zügellosen Hochmuth eines Fremden, ihrer natürlichen Bestimmung entrissen und nach weit entlegenen Schlachtfeldern geschleppt wurden; fiel auch mir das Loos der meisten Thaler und Groschen, Gulden und Kreuzer zu: nämlich mobil gemacht zu werden, gleich den exerzirten Landesvertheidigern, wodurch ich wieder eine bedeutende Strecke durch die bewegte Welt fort kam. Ein armer Großvater in einem sächsischen Dorfe, welches von Preußen an das neue Königreich Westphalen genommen war, übergab mich seinem Enkel Grenadier unter den heißesten Wünschen, daß dieser, als einzige Stütze des trostlosen Alten, in der neuesten Plage des tief erniedrigten Landes vom Würgengel verschont bleiben; in mir ein Andenken des liebreichen Erziehers; im Bilde des Königs eine Mahnung an sein Vaterland sehen, und bald zurückkehren möchte. Der junge Mann gelobte, brav und seiner Pflicht getreu bleiben zu wollen, auch unter den mißlichsten Umständen, und mich aufzubewahren, so weit es in seinen Kräften liegen würde.

Der lange, gewaltvolle Zug setzte sich in Bewegung. Die jüngern Rheinbündler hatten einen Theil der Nachhut und somit eine größere Hoffnung auf Erhaltenwerden, falls die große Nation, von der sie mitgerissen war, im gewohnten Vorrücken blieb. Mein sächsischer Held war daher auch weniger niedergeschlagen, als er selbst und sein Großvater es erwartet hatten. Schien doch der Marsch nur ein Gang in die Fremde zu sein, und man fürchtete von dem finstern Gewölk im fernen Osten nicht eben zerschmetternde Schläge für die Wand'rer, die sich unfreiwillig seinen Blitzen entgegen begaben. „Mein lieber Thaler!“

flüsterte der Grenadier in manchem Quartiere mir zu, wenn er mich aus der Busentasche seiner weißen Montur hervorzog und mit Rührung besah — „wir finden wohl, wenn das Wetter sich ändert und von der andern Seite der Wind jagt, Magdeburg und Altfritzenland wieder! Nur noch eine Weile Geduld, wie sie der große Friedrich auch manchmal haben mußte!"

Diese Geduld wurde noch auf harte Proben gestellt, als wir nach Rußland hinein und ins Feuer mußten, wie jeder andere Trupp unsresgleichen. In einem der mörderischen Gefechte traf meinen Grenadier eine Musketenkugel, doch glücklicher Weise da, wo mein gewöhnlicher Aufenthalt war, so daß mein Adler den Schuß auffangen und jenem alten Großvater, die kaum entbehrliche Stütze retten konnte. Der durchlöcherte Mantel, so wie der gleichfalls durchbohrte Monturrock und ein sehr bemerkbarer Eindruck auf mir selbst, ließen an diesem Ereigniß keinen Zweifel. Auf dem ganzen, jammervollen Rückzuge durch die schauderhafteste Wüste, welche der Fortgang des Krieges geschaffen, blieb ich des Geretteten nächstes Augenmerk und saß, weil keine Tasche, kein Tornister vor Plünderung sicher war, in einer alten Kravatte, gut vernäht am Halse meines Herrn, unter einem Stücke Wolfspelz jedem Späherblick entzogen. Dessenungeachtet entführten mich diebische Finger in der Sylvesternacht, als mein Flüchtling ermüdet schlief, und ich konnte zu der Freude des Wiedersehens bei dem harrenden Alten nicht hingelangen.

Als das Jahr 1813 bald nachher den ruhmreichen Satz in die Gedenktafeln der Geschichte grub: „Der König rief, und Alle kamen!" da befand ich mich eben, die Straßen des Weltverkehrs haltend, wieder in meinem Geburtsorte Berlin, und zwar unter den Sparpfennigen eines Knaben, dessen Vater zu Denen gehörte, welche sich zum heiligen Freiheitskampfe den Fahnen des eisernen Kreuzes ohne Zwang angereiht hatten. Der arme Junge vergoß Thränen darüber,

daß er ein Paar Jahre zu wenig besaß, um mitsingen zu dürfen: „Gieb, Vater, mir ein Schwert!“. Aber er folgte dem Beispiel Vieler, zerschlug seine Sparbüchse, befreite seinen Thaler und bot ihn durch die Hand eines Lehrers als Opfer für das Vaterland an.

Der Vermittler las unter den Kanonen meiner Adlerseite heraus: „Siebzehnten August sechsundachtzig,“ erklärte mich für einen der seltenen Sterbethaler des großen Friedrich und versprach seinem Schüler zu zeigen, daß unter einem höhern Beistande wohl auch die kleine Gabe der großen Sache förderlich sein könne. Viele bemittelte Leute wurden von des Knaben Opfer in Kenntniß gesetzt und um eine Versteigerung meiner Wenigkeit sehr eindringlich gebeten. Es gelang fast über Erwartung. Man zeigte sich erbötig, für zwanzig, dreißig, funfzig, zuletzt für achtzig Thaler mich zur Belobung des kleinen Freiheitskämpfers einzulösen, und so war ich Veranlassung, daß ein sehr armer Freiwilliger, statt jenes Unzulänglichen, ausgerüstet werden und ins Feld rücken konnte. Mir selbst war ein Platz im Münzkabinet eines vornehmen Mannes angewiesen, woselbst ich ein ruhiges, geachtetes Dasein fortsetzte, von mancher sehr ehrenwerthen Hand berührt, von manchem freudigen Blicke beschaut, ja sogar ein Mal von den Rührungsthränen eines artigen Fräuleins, dem die Veranlassung meines Hierseins erzählt war, gebadet wurde. Mein Ausgerüsteter sowohl, wie des Knaben Vater, waren in den Kämpfen unversehrt geblieben, hatten sich Beide durch kluges, unblutiges Wehrlosmachen ihrer Gegner ausgezeichnet und waren ganz erwünscht in der Armee befördert worden. Oft hat man diesen Abschnitt meiner Geschichte hernach in den Jahren des Friedens Einheimischen und Fremden mitgetheilt, und mancher junge Mensch sich dabei für eine gleiche Denk- und Handlungsweise begeistert gefunden.

Jetzt befand ich mich, wie der nach langer Unruhe glücklich versorgte Mensch, wenn er einen Posten erreicht hat, auf welchem sein

Verstandesmaaß genügt, in einer guten, ruhigen Lage, so lange, bis der Besitzer des Münzkabinets in eine noch ruhigere gebracht wurde, nämlich in's Grab. Mein Loos war nun auch wieder Auswanderung, und zwar in Gesellschaft weniger petersburger Münzen von Platin, die kürzlich erst aufgekommen waren, sowie einiger recht hübscher, österreichischer aus Kaiser Joseph's Tagen. Doch hörten wir nicht auf, Raritäten zu sein, und zogen, unter Vortritt eines ausgestopften Häschens mit vier Ohren und in Begleitung etlicher weißer Mäuschen, wiewohl diese nicht als Mißgeburten galten, durch's liebe, deutsche Land, um in den Hörsälen der wißbegierigen Jugend fast aller Städtchen, Gastrollen zu geben, womit wir unserm Direktor an mancher Stelle drei bis vier Groschen, an mancher zehn oder elf Pfennige verdienten. Das Geschäft ging besser, als noch einige Fremdlinge, ja Sonderlinge, hinzugekommen waren, welche die Neugier der Leute stärker in Anspruch nahmen. So hatten wir in uns'rer Gesellschaft einige Vertreter des neuen gelobten Landes „Amerika," wohin jetzt viele von den Fleischtöpfen des europäischen Ägyptens, vor der Härte manches Frohnvogts, flüchten: den hübschen Thaler der nördlichen Vereinsstaaten (Dollar genannt und 42⅚ Silber- oder Neugroschen geltend) nebst seiner schönen Hälfte, Beide durch ihr Gepräge den Beschauern sehr angenehm. Desgleichen Kupfer- und Silberstücke noch andrer Gegenden dieses Erdtheils. Unter den europäischen Münzen fielen der englische Schilling in feinem reinen Silber und einige belgische Stücke durch hübsches Äußere, dagegen russische Fünfkopeken durch ihre Schwerfälligkeit auf. Letztere, wie man sie noch aus der Eilauer Schlacht aufbewahrt, haben ein Gewicht von über 3½ Loth, wogegen die neuern nicht mehr halb so schwer sind.

Endlich erhielten wir auch einige Stücke Schnurgeld aus China, womit sich ein Drittel der jetzt lebenden Menschenmenge behilft, so lange sich „das himmlische Reich der Mitte" von dem geldkundigsten Drittel

der gesammten Menschheit abgesperrt erhält. Jene Münzen sind aus einer Mischung geringer Metalle, graugelb an Farbe, fast von der Größe des hiesigen Zweipfennigers, mit einem ganz unansehnlichen Gepräge. Das viereckige Loch in der Mitte, durch welches ein Pfefferkorn geht, erregte ziemlich allgemein bei Jung und Alt Verwunderung.

Wir setzen gegenwärtig uns're Reise noch fort und kommen vermuthlich auch an den Wohnort recht vieler Leser dieses Büchleins. Der Mäuschen haben wir uns längst entledigt, und Häschen hält fast keine Strapatzen mehr aus. Wir werden demnach wahrscheinlich Letzteres aufgeben und nur als eine Sammlung interessanter Münzen erscheinen, wobei sich manche Gelegenheit bieten wird, über den Menschen und seine geselligen Zustände, von einer längst geschwundenen Zopf- und Perückenzeit, bis in die heutigen Fortschritte der Kultur, lehrreiche Bemerkungen mit unserer Anschauung zu verbinden. Mögen sich die lieben Kinderchen immer darauf ein Wenig freuen!

Wenn aber alles And're gesehen worden ist, und nun ein Schächtelchen mit schwarzem Saffian bekleidet zum Vorschein kommt, beim Öffnen inwendig zarter, weißer Sammet und rings ein Kränzlein aus grüner Seide gestickt, Eichen- und Lorbeerzweige vorstellend: so merket ganz besonders auf! Das ist meine jetzige Lagerstatt, seit es in Berlin am 31. Mai dieses Jahres (1851) eine Friedrichs-Enthüllung gegeben hat. Alles Auszeichnende, das mich alten Thaler umgiebt, gilt lediglich dem oft mit herrlichem Gelingen begleitet gewesenen Willen des großen Königs," sein Volk zu heben und glücklich zu machen.

Schneeglöckchen.

Der Erde liebstes Kind war ihr entflohn,
Die Mutter härmte sich um ihren Sohn,
Und weinte dem entschwund'nen Frühling nach,
Bis ihr getreues Mutterauge brach.

Sie legte längst das Kleid der Hoffnung ab,
Den Blüthenkranz der Freude in das Grab;
Der ält'ste Sohn, ein grauer Wintergreis,
Umhüllt sie mit dem Sterbekleide weiß.

Der holde Frühling kehrte nun zurück;
Ach, wie umdüstert sich des Sohnes Blick!
Aus seinem Auge eine Thräne heiß
Fiel auf des Mutterbusens starres Eis.

Aus dem Krystall der Schmerzensthräne ward
Ein Glöcklein, rein wie Silber, hell und zart,
Und lieblich tönte seines Läutens Klang,
Der wundersam zum Mutterherzen drang.

Der Liebe Zoll, vom Sohne dargebracht,
Erweckte sie aus dunkler Todesnacht,
Und seiner Blicke wonnevolles Glühn
Erschuf ein neues Treiben, Grünen, Blühn!

Johannes Wilhelm Worm.

Der Sterne Deutung.

Wenn an des Himmels Azurbogen,
Weit schauend über Land und Meer,
Mit goldner Pracht hinaufgezogen
Der Sterne unermeßlich Heer:
So forscht' ich in der Kindheit Tagen
Oft sinnend ihrer Deutung nach,
Und was, der frommen Einfalt Fragen
Befriedigend, die Mutter sprach,
Ist immer heilig mir geblieben:
„Die Sterne sind, mein liebes Kind,
Die Augen uns'rer theuren Lieben,
Die schon beim Vater droben sind!"

Und als mir wurde fortgetragen
In's Grab mein einz'ges Schwesterlein,
Da blickt' ich weinend und mit Zagen
Auf nach der lieben Sterne Schein.
Doch ach, von Wolken rings umzogen,
Verdeckend Mond- und Sternenlicht,
War schwarz des Himmels weiter Bogen,
Der Schwester Äuglein fand ich nicht!
Noch stand ich mit der Schmerzens-Wunde,
Da theilte sich der schwarze Flor,
Und auf des Himmels blauem Grunde
Zwei Sterne glänzten hell hervor.
Und milder wurden meine Schmerzen,
Ich trocknete der Thränen Lauf,
Und immer wohler ward's dem Herzen,
Schaut' ich zu Schwesters Äuglein auf! —
O, warum mußte diesen Glauben,
Der oft mir Trost und Hoffnung gab,
Wohl kalt ein besser Wissen rauben?
Er knüpft an's Himmlische das Grab!

Johannes Wilhelm Worm.

Im Lenz.

Frühling kommt gezogen
Ueber's Land herein,
Glänzt am Himmelsbogen,
Lacht in Feld und Hain.

Leises, süßes Regen
Durch die Lüfte zieht,
Und auf allen Wegen
Schallt ein frohes Lied.

Alle Vögel singen
Jubelnd ihren Chor,
Tausend Töne klingen
Wieder in das Ohr.

Freude hallt durch Klüfte
Und im Thal entlang,
Durch des Waldes Schlüfte
Dringet Lustgesang.

Blumendüfte wehen
Durch die grünen Au'n,
Und die Bäume stehen,
Lustig anzuschau'n.

Ueberall ist Wonne,
Herrlichkeit und Glanz;
Liebreich ruft die Sonne:
„Kommt zu Spiel und Tanz!“

A. Seiffert.

Ein heiliger Abend.

Von H. Freudenfeldt.

„Jetzt, Minna, kannst du kommen!“ rief die Mutter, und ein munteres Mädchen in dem Alter von 8 Jahren trat aus einer dunklen Kammer in die von einem Christbaum erleuchtete Stube. Es näherte sich schnell dem Tische, auf dem die Weihnachtsgeschenke ausgebreitet lagen. Seine Augen waren vom Lichte geblendet, aber das kleine Gesicht strahlte vor Freude.

„Ach, liebe Mutter, da ist ja meine Puppe!“ rief das Mädchen und nahm die langvermißte alte Freundinn, die jetzt mit einem Kopfe und neuen Schuhen geschmückt war, in ihre Arme. Nun besah es unter Frohlocken die übrigen Sachen. Da stand seine Küche; es konnte sie kaum wiedererkennen, so vollständig sah sie aus; Töpfe und Teller und sogar eine hölzerne Köchinn waren darin angelangt. Außer einem Teller voller Nüsse, Äpfel und Pfefferkuchen fand es noch ein Stück neuen Zeuges zu einem Winterkleide.

„Und das Alles schenkt mir der heilige Christ, liebe Mutter?“ — rief das Mädchen, als es die Musterung vollendet hatte.

„Ja, Alles, liebe Minna!" sagte die Mutter, die auf einem Stuhle sitzend ihr Kind betrachtete, und der eine Thräne nach der andern über die Wangen rollte.

„Weine nicht, liebe Mutter, weine doch nicht!" bat das Kind.

Die Frau trocknete ihre Thränen und überwand ihren Schmerz; denn sie weinte keine Freudenthränen. Sie hatte ihren Mann und das Kind seinen Vater vor kurzer Zeit durch den Tod verloren. Seitdem mußte sie von früh bis spät fleißig mit der Nadel arbeiten, um sich und ihr Töchterchen durchzubringen, und es ging dabei noch kümmerlich zu; aber darum weinte sie nicht. Sie dachte an den verflossenen heiligen Abend, an das Entzücken des Vaters, der sein Kind beschenkte, es herzte und küßte; doch jetzt, da sie ihre Freude nicht mittheilen konnte, fühlte sie doppelt, wie allein, wie verlassen sie war. Sie umschlang ihr Kind, drückte es an ihre Brust, blickte zum Himmel und weinte nicht mehr.

„Wie hell die Fenster drüben sind!" rief das Mädchen, machte sich aus den Armen der Mutter los und sprang an das Fenster.

„Ach, Mutter, sieh die vielen Lichter!" rief es, „und dort den Kronenleuchter, dort den großen Christbaum."

Doch plötzlich wurde das Gesicht des Kindes ernst; es sah im gegenüberstehenden Hause Alles erleuchtet, nur zwei Dachfenster waren dunkel, und es sagte: „Liebe Mutter, beschenkt der heilige Christ nur die reichen Leute?"

„Reiche und Arme, liebes Kind, die dessen würdig sind," erwiderte die Mutter; „aber es sind nicht die Lichter und Geschenke, die er ihnen zum heiligen Abend schickt, sondern eine innige, heilige Wonne, die sie allen Kummer, alle Sorgen vergessen läßt, so daß sie sich glücklich fühlen, wie die Engel im Himmel!"

„Im Finstern würde ich mich nicht freuen können, liebe Mutter.

Alles im Hause drüben ist hell, nur bei Hannchen sind die Fenster dunkel."

Die Mutter trat an das Fenster und schaute wehmüthig nach den dunklen Dachfenstern des gegenüberstehenden Hauses. Dort wohnte seit einigen Wochen eine Mutter mit ihren beiden Töchtern. Sie kannte die Frau. Es war ihre Jugendfreundinn; aber sie hatte sie seit einigen Jahren nicht gesehen und auch Nichts von ihr gehört. Die Kinder der beiden Frauen aber hatten vor Kurzem auf der Straße mit einander geplaudert und die Mutter entnahm aus dem, was Minna ihr davon erzählte, daß ihre Freundinn ihr gegenüber wohne, über Jahr und Tag krank sei und sich in der traurigsten Lage befände, da der Mann ihr durch den Tod entrissen, und sie von den Wohlthaten edler Menschen leben müsse.

„Komm, Minna," sagte die Mutter plötzlich, „wir wollen den armen Kindern auch eine Freude machen."

„Ja," sagte das Kind mit froher Miene, „und ich will dem guten Hannchen mein neues Kleid schenken. Darf ich, liebe Mutter?"

„Aber du brauchst ein wollenes Kleid auch sehr nöthig," erwiderte die Mutter.

Das Kind aber sagte: „Mich hat noch nicht gefroren, auch habe ich einen Mantel; aber das arme Hannchen hat nur ein Kleid, und das ist alt und sehr dünn. Als wir neulich beide vor der Thür waren, da zitterte Hannchen vor Frost und als ich fragte: Was wünschest du dir zum heiligen Christ? Da sagte sie mit Thränen in den Augen: „„Ach, wir sind sehr arm; ich wünsche mir Nichts, als daß meine Mutter gesund würde."" Wie würde sich das gute Hannchen freuen, wenn es das schöne Kleid bekäme; es würde nicht mehr frieren."

Die Mutter küßte ihr braves Kind, nahm ein Körbchen, legte Pfefferkuchen und Äpfel hinein, oben auf aber das wollene Zeug. Nachdem sie sich und ihre Tochter eingehüllt hatte, löschte sie die Lichter

des Christbaumes aus, gab der Tochter den Korb und nahm den Christbaum vom Tische.

So gingen Mutter und Tochter, zwei Engel von Gott gesandt, der armen Wittwe und ihren Kindern zum heiligen Abend auch einen Christbaum anzuzünden.

Drüben in der finsteren Stube stand Johanna, die wohl 10 Jahr alt war, am Fenster. Sie hatte ihre jüngere Schwester fest in ein altes Tuch eingewickelt; denn das Stübchen war kalt. Die Kinder schauten hinaus; die jüngere Schwester auf die hellen Fenster der Straße, Johanna auf den Himmel, der mit zahllosen Sternen bedeckt war. Gern hätte die jüngere Schwester ihre Herzenslust über die Lichter, welche sie sah, laut werden lassen, aber Johanna hatte ihr gesagt: „Die Mutter schläft, laß uns recht still sein, sie wird sich freuen, wenn sie erwacht, daß wir so artig waren."

Das Kind schwieg und Johanna hing ihren Gedanken nach. „Dort oben," dachte sie, „feiern alle Seligen das Weihnachtsfest; dort feiere ich es auch einmal mit meinem Vater, wenn ich hier auf Erden gut und brav bin, und herrlicher, als es auf der Erde je gefeiert werden kann. Heute hat uns Niemand den Christbaum angezündet, und kein Geschenk liegt auf dem gedeckten Tisch. Wer sollte es auch für uns thun? Der gute Vater ist todt, die Mutter ist krank; andere Menschen denken an ihre Kinder. Aber Gott hat uns nicht vergessen; er schmückte uns den Himmel mit tausend Sternen, sie schimmern in unsre Stube; er sieht uns, und hört es, wenn wir zu ihm beten, daß er unsre Mutter genesen lasse." Das Kind weinte und betete leise. Da klopfte es an die Thür. Erschrocken fuhren die Kinder zusammen, und Johanna ging auf den Zehen durch die Stube, um zu öffnen.

„Es wird die Nachbarinn sein" sagte sie, und indem sie die Thür ein Wenig öffnete, sprach sie hinaus: „Meine Mutter schläft."

„Guten Abend, liebes Hannchen," antwortete eine ihr fremde

Stimme, „laß uns nur hinein; wir wollen nicht laut sein, und werden den Schlaf deiner Mutter nicht stören."

Und die ihr bekannte Stimme Minna's sprach: „Mach' nur auf, liebes Hannchen, wir bringen dir einen Christbaum."

Johanna öffnete die Thür, und Mutter und Tochter traten leise in die Stube. Die Mutter stellte den Baum und das Körbchen vor den erstaunten Kindern auf den Tisch und erkundigte sich nach dem Befinden ihrer Mutter. „Eure Stube ist sehr kalt," sagte sie, „sollte das der Kranken nicht schädlich sein?"

„Wir haben nur noch zwei Stückchen Holz," erwiderte ihr Johanna, und diese will ich morgen gebrauchen, meiner Mutter die Suppe zu kochen."

„Ich bin sogleich wieder bei euch," sagte die Frau, entfernte sich und kam bald mit einem Arm voll Holz zurück. Sie zündete ein Licht an und bedeckte den Stuhl, der vor dem Bette der Kranken stand, mit ihrem Mantel. Dann legte sie Holz in den Ofen und machte ein lustiges Feuer, wodurch sich nach und nach eine wohlthuende Wärme in der Stube verbreitete. Nun trat sie zu den Kindern, die flüsternd bei einander standen und sprach: „Gott hat euch früh euern Vater genommen, aber so wenig eine Mutter ihr Kindlein vergißt, wird er euch vergessen. Fühlende Menschen sind seine Boten; heut hat er mich geschickt, um euch am heiligen Abend zu erfreuen." Darauf zündete sie die Lichter des Christbaumes an, und legte den Inhalt des Körbchens auf den Tisch. „Dieses Zeug schenkt dir meine Minna; es war zuerst für sie bestimmt," sagte sie zu Johanna. „Sie that es aus eigenem Antriebe, und es wird ihr eine Freude sein, dich damit bekleidet zu sehen, ein größeres und dauernderes Glück, als wenn sie es für sich selbst benutzt hätte."

Johanna nahm mit einem Ausruf frohen Erstaunens das Zeug, und wollte sich bei der Frau bedanken, aber die Freude hatte sie so

übermannt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte; endlich lief sie auf Minna zu und umarmte diese, welche in diesem Augenblicke recht die Seligkeit des Wohlthun's fühlte.

Die Kranke bewegte sich jetzt und hustete. Minna's Mutter trat zu dem Bette, beugte sich über dasselbe und blickte in das früher blühende, jetzt bleiche Antlitz ihrer Jugendfreundinn. Diese schlug die Augen auf, sah im ersten Augenblicke erstaunt in die helle Stube und auf das ihr zugekehrte Gesicht, dann aber breitete sie ihre Arme nach ihrer Freundinn aus und zog sie an ihre Brust.

„Maria!" rief sie, und überwältigt von der plötzlichen Überraschung war sie weiter keines Wortes mächtig und schluchzte nur laut am Halse ihrer lieben Jugendgenossinn Maria.

Halb errieth, halb erfuhr sie nun die Veranlassung, die ihr so unerwartet ihre Freundinn zugeführt hatte. Sie dankte derselben mit den rührendsten Worten und erzählte, wie sie nach und nach in diese traurige Lage durch den Tod ihres Mannes und ihre langwierige Krankheit gekommen sei.

„Edle Menschen," sagte sie, „haben sich oft meiner erbarmt, aber mit schmerzlichem Gefühl empfing ich ihre Wohlthaten. Heute kommst du, meine gute Maria, fast so unglücklich und arm, wie ich, beschenkst mich und meine Kinder, und doch habe ich in meinem Leben solche Seligkeit noch nie empfunden, nie eine Wohlthat mit solcher Freude empfangen. Du hast mich nicht vergessen; du liebst mich noch!"

„Und ich will dich auch ferner nicht vergessen," erwiderte Maria, „ich fühle mich glücklich und danke Gott, daß ich dir noch helfen kann. So oft es mir möglich ist, will ich dich besuchen, und was in meinen Kräften steht, für dich thun."

Die Redliche hat Wort gehalten. Unter ihrer Pflege erholte sich die Kranke bald und wurde in den Stand gesetzt, für sich und ihre Kinder selbst Sorge tragen zu können.

Glückliche Menschen aber feierten an diesem Tage in dem engen Dachstübchen Weihnachten, und die Engel sahen mit liebevollen Augen auf die Wittwen und ihre Kinder, in deren Herzen der reine Wiederhall ihres Gesanges bei Bethlehem ertönte:

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Vöglein's Geschick.

Von J. F. Rohdmann.

Frühlingslüfte kehrten wieder
Von Südwest,
Und es tönten Freudenlieder
Um das Nest.
Eins der Vöglein nach dem andern
Traf allmälig ein,
In der Heimath nach dem Wandern
Froh zu sein.

Fremde sah man und Bekannte
Buntgemischt;
Alles, was beschwingt sich nannte,
Gern erfrischt.

Selbst, wenn Eins verschüchtert — heimlich
Ruhen kam vom Flug,
Bot ihm unser Obdach räumlich
Schutz genug.

Wonnetage, die da glühten
Unter Pracht,
Hatten wir in stillem Brüten
Zugebracht.
Uns're Kinder fanden reichlich,
Was vonnöthen war,
Hatten Eßlust unvergleichlich,
Nie Gefahr.

Ja, wir lebten ohne Sorgen,
Ohne Bürd',
Unbekümmert, was es morgen
Geben würd'.
Er, der alle Vöglein nähret,
Glaubten freudig wir,
Schafft, was Unsereins verzehret,
Für und für.

Doch nur kurze Zeit beschieden
Blieb das Glück.
Bald zerriß des Nestes Frieden
Mißgeschick!
Kummer gab es über Kummer,
Wie wir's nie geglaubt;
Unheil, das der Nächte Schlummer
Oft geraubt!

Ach, im Häuflein uns'rer Kleinen,
Heißgeliebt,
Ist ein Frevel, zum Beweinen,
Ausgeübt!
In dem Neste, wo sie lagen,
War ein Vielfraß auch,
Füllend, zu der Schwächern Klagen,
Seinen Bauch!

Und er schob und hob sich täglich
Mehr und mehr,
Preßte jeden Andern kläglich,
Drängte sehr.
Und es kam zum ärgsten Falle,
Der uns Vöglein droht:
Eines Tages liegen Alle
Draußen — todt!

Und wir fragen unsern Großen,
Der so schlecht:
„Brüder in's Verderben stoßen,
Ist das recht?
Brachten wir nicht immer willig,
Ja, mit vieler Last
Alles, was du Starker billig
Nöthig hast?"

„Ei," so ruft er, „das war immer
Eure Pflicht!
Aber Bruder nenn' ich nimmer
Jeden Wicht!"

„Was, nicht Bruder auch den Schwachen?“
Fragen wir erstaunt
„Ach du siehst uns jetzt zum Lachen
Nicht gelaunt!“

Er entgegnet unempfindlich
Dieses blos:
„Bin euch wohl zu Nichts verbindlich,
Nun ich groß!
Frag’ auch Nichts nach eurem Grame!
Bin aus bessern Ei!
Giebt’s noch Zweifel, daß mein Name
Kukkuk sei?“

Pfui, da waren wir betrogen
Arg und schwer!
Den wir liebend groß gezogen,
Kukkuk der!
Der die treue Pflegemutter
Niemals leer geseh’n,
Dankt uns für so reichlich Futter,
Wie gescheh’n!

Traute Vöglein, seid vernünftig
Auf der Hut,
Weil die Kukkuksart auch künftig
Gleiches thut!
Habt für diese schlimmen Gäste
Keine Ruhebank!
Schmerzlich bleibt in jedem Neste
Kukkuksdank!

Gedichte für kleine Kinder.

Von D. H. R. Maro.

1. Der Schmetterling.

Halt', Schmetterling, so sitz' doch stille,
Auf dieser Blume bleibe nun!
O fürchte nicht, es sei mein Wille,
Dir etwas Böses anzuthun;
Ansehen will ich dich, nicht fangen,
Bewundern nur der Farben Prangen.

Wie herrlich deine Flügel glänzen!
Schön, wie des Regenbogens Pracht,
Schön, wie die Blume, die zu Kränzen
Wir winden, wenn der Frühling lacht;
Gold, Purpur, Perlen, Edelsteine
Sind schöner nicht in ihrem Scheine.

Dich hat auch Gott der Herr gekleidet,
Und seine Hand hat dich geschmückt,
Und jedes Kinderauge weidet
Sich an dem Glanz und ist entzückt.
Auf deinen Flügeln kann ich lesen:
„Der mich geschmückt, ist Gott gewesen!"

Du schaukelst dich auf jeder Blume,
Leichtfertig eilst du hin und her;
Du hast sie all' zum Eigenthume,
Du trinkst die Blumen alle leer.
So trinke denn, du bunter Falter,
Für dich auch sorgt der Welterhalter.



Der Schmetterling.

2. Hund und Katze.

Ihr könnt doch nimmer euch vertragen
Und zanket euch den ganzen Tag!
Das ist ein Beißen, Kratzen, Schlagen,
Und Keiner giebt dem Andern nach!

Wo sie liegt, da will er sich legen,
Wo er sitzt, spricht sie, sei ihr Sitz,
Wo sie geht, kommt er ihr entgegen,
Wo er läuft, ruft sie: Platz da, Spitz!

Bei jeder Mahlzeit — welches Hassen!
Er fletscht die Zähne wild und knurrt;
Sie will ihn nicht zur Schüssel lassen,
Und macht den Buckel krumm und schnurrt.

Vom Knurren, Schnurren kommt's zum Beißen,
Und bald beginnt die wilde Jagd.
Doch seh't, da kommt, wie sie verheißen,
Mit schwerem Prügel schon die Magd!

Und die fragt nicht, wer angefangen,
Giebt beiden Zänkern ihren Lohn;
Das Fressen ist dem Spitz vergangen,
Die Katze schleicht betrübt davon.

Ich kann nicht anders, ich muß sagen:
Das ist euch Beiden ganz gesund!
Willst du noch, was es heiße, fragen:
„Sie leben stets wie Katz' und Hund!"

Das Heimchen im Hause.

Ein Märchen von Henriette Stieff.

Draußen tobte der Sturm und schlug den Regen mit Geräusch an das Fenster. Die Wetterfahne auf dem kleinen Kirchlein knarrte traurig und die Glocken tönten leise brummend dazu. Keine menschliche Stimme ließ sich mehr hören, nur die Hunde, die treuen Wächter der ländlichen Wohnungen, heulten und bellten in die ungestüme Nacht hinein.

Drinnen im bescheidenen Stübchen der einsamen Pfarrwohnung saß an diesem Abend die alte, verwittwete Pfarrfrau bei dem schnurrenden Spinnrädchen und spann, eine durch lange Gewohnheit ihr fast unentbehrlich gewordene Beschäftigung.

Ein spärliches Lämpchen erhellte nur schwach das kleine Zimmer, spiegelte sich aber doch lustig in den blanken, messingnen Klammern des großen biblischen Geschichtsbuches, woraus Stephan, der Wittwe Enkel, mit lauter Stimme vorlas. Zuweilen wurde der verständige Knabe im eifrigen Lesen von Anna, seinem Schwesterchen, dadurch unterbrochen, daß diese von ihrem Strickzeug weg sich zu ihm bog, um das Bild, welches zu der Geschichte gehörte, zu betrachten, oder wohl gar über den vornehmen, kleinen Zachäus, der eben auf den Maulbeerbaum

kletterte, zu lachen. Der ernste Stephan verwies ihr diesen Muthwillen, der nach seiner Meinung Gespött mit heiligen Dingen trieb; auch die gute Großmutter schalt ein klein Wenig, obgleich sie wohl wußte, daß Anna es nicht so schlimm meine, und dem war auch so. Anna war ein frommes Kind und hörte die Erzählungen der biblischen Geschichte für ihr Leben gern, nur die Holzschnitte dazu rissen die kleine Lebhafte zuweilen zu solchen Ungebührlichkeiten hin.

Jetzt kam Stephan zu der Geschichte der beiden lieben Schwestern in Bethanien, Maria und Martha, und deren innige, obgleich sich verschieden äußernde Liebe zum Herrn.

Diese ächtweibliche Geschichte übte ihren wohlthätigen Einfluß ebensowohl auf die Greisin, als auf das kindliche Mädchen aus. Beide hörten theilnehmend zu.

Da plötzlich hielt dit Großmutter das schnurrende Rädchen an und wendete mit erstaunten, weitgeöffneten Augen den Kopf nach einer Ecke der Stube dem Kamin zu. „Hört ihr nichts?" fragte sie hastig und leise die Kinder, die sich erschreckt erhoben, ebenfalls nach der angedeuteten Richtung schauend, und nicht anders dachten, als dort etwas Ungeheuerliches zu erblicken, wie etwa der Fischer in tausend und einer Nacht, dem der Geist des See's entgegen trat; aber sie sahen von dem Allen nichts. Jetzt fragte die Großmutter sie wieder: „Hört ihr nicht das Heimchen in der Wand zirpen?" Die Kinder, als sie vernahmen, daß dies die ganze Begebenheit sei, gingen näher zu dem Orte hin und hörten nun wirklich den bekannten Gesang eines Heimchens im Gemäuer.

„Aber Herzensgroßmutter, warum erstaunst du denn darüber so?" wollte eben Stephan fragen, da bemerkte er, daß große Thränentropfen über das bleiche, ehrwürdige Gesicht der Matrone flossen und die Frage verstummte auf den Lippen; mit bescheidenem, aber ängstlichen Schweigen blickten die Kinder nieder.

Nach tiefer, minutenlanger Stille hob die Großmutter liebfreundlich an:

„Ihr wundert euch, meine Kinder, wie mich das Zirpen dieses kleinen Wesens so ergreifen kann; aber ihr ahnet nicht, wie seltsame Erinnerungen sich für mich daran knüpfen. Wißt, daß es allemal von guter Vorbedeutung für mich gewesen ist, wenn es sich hören ließ. Ach, seit es einsam hier bei uns ist, seit eure lieben Eltern drüben auf dem Kirchhof schlummern, hat es stets geschwiegen. Heut zum ersten Mal nach so langer Zeit höre ich es wieder. Sollte da mein Herz nicht ergriffen werden von Ahnung und Hoffnung?"

„Großmutter," hob Anna leise an, „erzähle uns etwas von dieser wunderbaren Geschichte, wir werden es wohl verstehen; Stephan ist ja schon dreizehn Jahr alt und ich zehn."

„Das will ich," erwiderte die Wittwe, und wenn auch noch jung, so seid ihr doch schon verständig; denn Kinder, die früh Kummer und Sorgen kennen lernen, wie ihr armen Waisen, werden früher verständig, als Kinder des Glücks und des Überflusses.

Als euer seliger Großvater mich in dies Haus als seine Gattin führte, war ich noch ein sehr junges, furchtsames Wesen. Er hatte mich, der edle, vortreffliche Mann, aus einer beschränkten, peinlichen Lage befreit.

Früh Waise geworden, lebte ich unter Druck und Arbeit bei strengen Verwandten, und war nur gewöhnt zu gehorchen und zu dienen. Nie hätte ich gewagt zu hoffen, daß er, der geschätzte und überall hoch willkommene, junge Geistliche, auf mich Arme seine Neigung richten würde, und dennoch war es so. Ich wurde seine glückliche Gattin.

Als er mich nun als geehrte Pfarrfrau hier einführte, da überkam mich Angst und Bangigkeit, ob ich auch würdig und geschickt sei, alle meine großen und heiligen Pflichten zu erfüllen.

Am ersten Abend meines Hierseins in diesem Hause legte ich mich, von

bangen Gedanken bewegt, zu Bett, und obgleich mein guter Eheherr mir freundlich und liebreich zuredete, so floh doch lange der Schlaf meinen Augen, und erst spät schlief ich ein, nachdem ich im herzlichen, thränenreichen Gebet Gott um Beistand und Kraft zur Erfüllung meiner Pflichten gebeten hatte.

Ich mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, da erwachte ich von einem hellen Glanze, der von der Seite des Kamins zu kommen schien. Erschreckt richte ich mich auf, fürchtend, ich sei mit dem Feuer unachtsam umgegangen, bald aber sehe ich, daß der Schein nicht aus dem Kamin kam, sondern von der Wand. Ich schaue angestrengter hin und sehe nun auf dem Sims dieser Wand ein kleines Wesen sitzen, viel kleiner als dein Püppchen, Anna, aber so zierlich und reizend, wie man nur etwas sehen kann. Seine zarten Glieder umschloß ein schneeweißes Kleidchen; ein Kränzlein von himmelblauen Flachsblüthen schlang sich um das blonde Lockenköpfchen. In der Hand trug es eine kleine, wunderhübsche Spindel, nm die sich der Flachs hell, wie Goldfäden, schlang. Ganz zitternd saß ich in meinem Bette und wagte kaum zu athmen; da tönten leise, liebliche Worte zu mir: „Fürchte dich nicht," sprach das wunderbare Wesen, „ich bin die Elfe dieses Hauses, und werde dich schützend umschweben, so lange du reines Herzens bist und Friede und Tugend unter diesem Dache wohnen. Schon Jahrhunderte lang ist diese Stätte der Wohnsitz meines Geschlechts, und ich hoffe, du wirst, treu deinem Gelübde, gut und fromm bleiben, damit wir mit Freuden auch ferner hier wohnen können. Sehen wirst du mich nur noch einmal im Leben, aber damit du weißt, daß ich dir nahe bin, so soll einer meiner Diener dir öfter Nachricht von mir geben. Hörst du das Zirpen und Singen, wie das eines Heimchens mir zur Seite? Es ist mein Diener. Du wirst ihn hören in allen guten, frohen, seligen Stunden deines Lebens. Ist aber dein Herz voll Trauer, oder bist du dir einer Schuld bewußt, so wird er schweigen. Jedes Mal aber, wenn

du ihn nach dunklen Stunden wieder hörst, so hoffe, daß die Errettung aus Trübsal nahe ist." — Die liebliche Stimme schwieg, der Glanz erlosch und Alles war wieder in Dunkelheit gehüllt.

Ich sank betäubt auf mein Lager zurück und würde am Morgen Alles für einen Traum gehalten haben, wenn nicht das wunderbare Zirpen in der Wand hell an mein Ohr getönt hätte.

Mein guter Mann, dem ich meinem Gefühl nach die wunderbare Geschichte mittheilen mußte, lachte mich herzlich aus, indem er Alles für Gebilde meiner aufgeregten Phantasie hielt, und als ich ihn auf das Zirpen des Heimchens aufmerksam machte, vermehrte dies nur seine gute Laune, und er meinte, dieser kleine Hausgeist möchte freilich wohl schon lange in dem alten, baufälligen Hause wohnen, und es sei ihm lieb, daß ich dessen Gesang nicht nach Art andrer abergläubischer Leute für eine Todtenuhr halte, sondern für einen Glückspropheten. Damit ließ er das Gespräch fallen, und sobald ich wieder die Rede darauf bringen wollte, verschloß mir sein spöttisches Lächeln, oder unwilliges Stirnrunzeln den Mund. Nichts destoweniger konnte dadurch aber mein Glaube an ein unsichtbares, freundliches Walten im Hause je erschüttert werden, obgleich ich ihn tief im Herzen verschloß. Manches ereignete sich seitdem, was diesen Glauben immer mehr und mehr in mir befestigte.

Hatte irgend eine kleine Wolke den Himmel unsres ehelichen Glückes getrübt, ließ ich mich durch meine Umgebung zur Ungeduld oder zur Heftigkeit hinreißen, lieh ich schwatzhaften oder verläumderischen Nachbarinnen mein Ohr, oder trug wohl gar das Gehörte weiter, gleich schwieg mein Heimchen.

Sobald ich aber diese Fehler bereute, sie bekämpfte und mit Nachsicht und Liebe meine Pflichten erfüllte, wurde der Gesang meines Schutzgeistes melodischlieblich. Auf diese Weise betrachtete ich ihn fast

als mein Gewissen und schlief jeden Abend, durch seine Töne eingewiegt, getrost und fröhlich ein.

Begab sich im Hause etwas recht Erfreuliches, dann zeigte er besonders seine Theilnahme an, was vorzüglich der Fall war, als Gott mir Mutterfreuden schenkte. Zwei liebe Kinder verschönten meine Tage: eure theure, sel'ge Mutter, und ein zwei Jahre älterer Sohn. In der Nacht, als meine geliebte Tochter geboren wurde, habe ich recht das freundliche Walten der guten Hauselfen empfunden. Halbschlummernd lag ich da, schwach und kraftlos, mich kaum zu bewegen vermögend, aber dennoch mit klaren Sinnen, da schlüpften sie leise an meinem Bette vorüber, legten mir das verschobene Kissen zurecht, schaukelten sanft die Wiege des träumenden Kindchens und erfüllten das Zimmer mit reinen, lieblichen Düften, stellten auch behutsam Jegliches an seinen Ort, was in der Unruhe von eurem lieben Großvater, oder den hülfreichen Nachbarinnen war verrückt worden, so daß ich am Morgen die zierlichste Ordnung um mich erblickte, und das von der Morgensonne erhellte Gemach mir nie so freundlich erschienen war; selbst meinem Mann mußte es so vorkommen, denn er sah sich mit dem innigsten Wohlbehagen darin um.

„Findest du heut dies Stübchen nicht besonders traulich und nett?" fragte ich ihn.

„Ja wohl," war seine Antwort, „das macht die Wiege und der schlummernde Engel darin."

Ich mußte ihm wohl Recht geben; obgleich ich noch einen andern Grund fand, aber davon durfte ich nicht sprechen, denn oft hatte der verständige, fromme Mann meine Thorheit, wie er es nannte, streng getadelt.

Jahr auf Jahr ging mir im glücklichen Stillleben dahin. Meine Lina, eure Mutter, erblühte zur lieblichen Jungfrau und war meines Herzens Freude. Mein Sohn Hermann, ein kräftiger Jüngling, sollte

die Universität beziehen, um nach dem Wunsch des Vaters Theologie zu studiren, obgleich dem feurigen, in die Ferne strebenden Sinn des jungen Mannes diese Laufbahn ganz zuwider war, was aber den Vater tief erzürnte. Oft hat in jenen Tagen mein Heimchen geschwiegen; denn es gab manchen Sturm in unserm sonst so friedlichen Hause, wenn Hermann sich erst sanft und demüthig, zuletzt aber trotzig dem Willen des Vaters widersetzen wollte. Zuweilen nahm ich den Sohn in Schutz und suchte des Vaters Herz seinen Wünschen geneigt zu machen; auch meine Lina, des Hauses Liebling, bat für den Bruder; aber unbeugsam und fest bestand der Vater auf seinem Sinn, weil er es für das Rechte hielt. So zog der Sohn fort auf die hohe Schule und meine heißen Thränen folgten dem traurig Dahinziehenden. Beinahe zwei Jahre hindurch erhielten wir befriedigende Nachrichten von Hermann; obgleich seine Briefe an mich und Lina stets voll bittrer Klagen waren, und die Unzufriedenheit mit seinem aufgedrungenen Beruf immer größer zu werden schien.

Mit einem Male hörte alle Botschaft von ihm auf, und mit vergeblicher Hoffnung sahen wir an jedem Posttage einem Brief von ihm entgegen. Was mich besonders ängstigte, war, daß jeder Ton des Heimchens schwieg. Stundenlang lauschte ich in der Nacht auf das tröstliche Zirpen; vergebens!

Da ergriff mich die schrecklichste Ahnung um des Sohnes Geschick, die auch bald zur Gewißheit wurde.

Auf angestellte Nachforschungen erhielten wir aus der Universitätsstadt die Nachricht, daß Hermann mit einem Paß nach Hamburg gereist und noch nicht wieder zurückgekehrt sei. Man könne sich die Ursache seines Verschwindens nicht erklären, da er sich keinerlei Thorheiten habe zu Schulden kommen lassen, im Gegentheil stets zu den ordentlichsten Studenten gehört, nur oft einen unerklärlichen Trübsinn gezeigt habe.

Kummervoll vergingen uns jetzt die Tage, bis wir endlich einen Brief aus Amerika von unserm verlornen Sohn erhielten. Er schrieb in den zärtlichsten Ausdrücken und bat besonders den Vater um Entschuldigung seines eigenmächtigen Verfahrens. Er schilderte seine Sehnsucht nach fernen Ländern und Meeren, die ihn von frühster Kindheit an beherrscht, und wie unglücklich er sich mit dieser Sehnsucht im Herzen auf der Universität gefühlt habe. Dann erzählte er, daß er durch die Bekanntschaft eines jungen Seefahrers endlich bewogen worden sei, mit diesem, seinem Freunde, die Reise nach Amerika zu machen, die auch alle seine heißen Wünsche und Hoffnungen bis jetzt befriedigt habe. Er bat noch einmal um Vergebung und fügte hinzu, er würde nicht eher wieder Nachricht von sich geben, bis er sich eine ehrenvolle Laufbahn gegründet habe. Mit immer sich steigenderem Zorn hatte der Vater diesen Brief zu Ende gelesen. Dann warf er ihn zürnend zur Erde und nannte den Sohn einen ungerathenen, nichtswürdigen Buben, dessen Name nie mehr in seiner Gegenwart genannt werden solle.

Ach, wie blutete dabei mein Mutterherz, aber ich durfte kein Wort der Entschuldigung und der Versöhnung sprechen, wenn ich nicht die heftigsten Scenen herbeiführen wollte. Traurig und gedrückt verging so der ganze Winter, der uns sonst so viel häusliche und trauliche Freuden zu bereiten pflegte. Da saß ich sonst mit dem Spinnrad am lodernden Kamin, neben mir der Vater mit der behaglich dampfenden Pfeife, die das Töchterchen ihm gestopft und angezündet hatte. Heitere Rede flog hin und her, oder es wurde von Hermann ein belehrendes Buch vorgelesen, wobei Lina gar emsig nähte oder strickte. Leise kam dann wohl die alte, treue Christine herein, setzte sich an den Ofen und hörte gar achtsam zu, bis die müden Augen ihr zufielen, sie mit dem Kopf tief und tiefer nickte und bald mit ihrem Liebling, der alten, grauen Hauskatze, um die Wette schnarchte, welche ihr wie ein Hündchen nachlief und auch jetzt dicht zu ihren Füßen lag.

Ach, alle diese süßen Abendstunden, sie waren dahin! Bald merkten wir auch, daß, wie hart sich auch der Vater stellte, doch der Gram tief an seinem Herzen nagte und seine Gesundheit langsam, aber sicher untergrub.

Als der Frühling erschien, kam neue Hoffnung in unsere Herzen, die besonders in mir lebendiger wurde, als das treue Heimchen sich wieder hören ließ. Sie täuschte mich nicht, die liebe verheißende Stimme.

Unsere theure Lina wurde die glückliche Braut eures guten Vaters, der meinem Manne den verlorenen Sohn aus allen Kräften zu ersetzen suchte, auch schien es, als hätte diese frohe Begebenheit den glücklichsten Einfluß auf seine Gesundheit. Aber bald zeigten sich deutliche Spuren der Brustwassersucht, und da er selbst sich nicht über seinen Zustand täuschte, so betrieb er es mit Eifer, daß euer Vater als sein Nachfolger ernannt wurde. Dann segnete er die geliebten Kinder ein zum Bund der Ehe und hiermit war sein Tagewerk geschlossen. Er starb sanft und gottergeben mit Gebet und Segen für den entfernten Sohn und uns.

In der Nacht, da ich noch lange bei der lieben Leiche wachte, zirpte das Heimchen mit bangen, klagenden Lauten, ja jetzt klang es recht wie eine Todtenuhr, und als ich hinsank im Halbschlummer, huschten die wunderbaren, kleinen Gestalten wieder vorüber, wie in jener Geburtsnacht eurer Mutter, aber nicht fröhlich schaffend, sondernd seufzend und klagend, so daß ich erschreckt erwachte und mit heimlichem Grauen mein einsames Lager suchte.

Viele Jahre flossen nun in stillem Frieden an mir vorüber. Eure vortrefflichen Eltern erheiterten auf's Lieblichste mein Leben und eure Geburt erhöhte unser Glück. Nie schwieg das Heimchen an unserm glücklichen Herd, und eure liebe Mutter, welche es durch meine Erzählung wohl kannte, lauschte lächelnd mit mir seinem glückweissagenden

Zirpen. Das einzige, was unsern Frieden trübte, war, daß wir nie eine Nachricht von Hermann erhielten; das schien mir damals der bitterste Schmerz; ach, Gott hatte einen viel größern über mich verhängt.

Lasset mich nicht lange bei den schrecklichsten Tagen meines Lebens verweilen, wo der Tod euren Vater dahinraffte. Nur zwei Monate überlebte ihn die treue Gattin; dann mußte ich arme, alte Frau meinem heißgeliebten Kinde die Augen zudrücken und es in das dunkle Grab legen. Gern hätte ich mich neben dasselbe gelegt, aber ich sollte ja noch für euch leben, ihr armen Waisenkinder!

Seitdem hat nun das Heimchen nie wieder gesungen, und ich glaubte es auch nie wieder zu hören; denn bald ist das Trauerjahr, welches wir noch hier im Hause zubringen dürfen, vorüber; dann müssen wir hinausziehen aus der traulichen Wohnung und ein Anderer nimmt sie ein, der nichts fühlt von all' den Freuden und Schmerzen, die mich an dieselbe fesseln. Er wird vielleicht den Kamin niederreißen lassen, und die guten Elfen, sie werden sich eine andre Stätte suchen.

Jetzt nun, lieben Kinder, schloß die Großmutter, könnt ihr euch mein Staunen erklären, als ich vorhin das Heimchen in der Wand hörte. Was soll mir wohl noch für ein Glück auf Erden kommen, nachdem ich Alles was ich geliebt, verloren habe?"

Da schmiegten sich die Kinder zärtlich an die Großmutter und fragten mit schmerzlichem Ton: „Hast du uns nicht noch?"

„Ja wohl, meine Geliebten," antwortete die Großmutter, sie zärtlich an sich drückend, „ihr seid meines Herzens Freude, und das wird ortan allein mein Trost und Glück sein, wenn ihr gut und fromm werdet."

Das versprachen die Waisen feierlich und suchten nun, gesegnet von der Großmutter, ihr friedliches Lager, nicht ohne noch vorher Auge und Ohr dem wunderbaren Kamine zugewendet zu haben.

Eines schönen Tages kam der neue Herr Pfarrer in das Haus der Wittwe, um sich seine künftige Wohnung anzusehen. Er brachte seine junge Gattin und deren Freundin mit. Beide, sehr städtisch geputzte Damen, fanden das ländliche, bescheidene Häuschen ganz abscheulich, und nachdem die Frau Pfarrerin eingesehen hatte, daß sie hier weder ihrem Trümeaux, noch ihrem Flügel einen passenden Platz geben könne, stellte sie ihrem Manne vor, daß es durchaus nöthig sei, den Antrag zu machen, das Haus gänzlich auszubauen, sonst wäre es ganz unmöglich, darin auszuhalten. Der gefällige Gatte gab ihr vollkommen Recht. Die vornehmen Leute verabschiedeten sich bald steif und kalt von der Wittwe, die ihnen weinend nachblickte; die Kinder aber wunderten sich, wie man an dem alten, weinumrankten, sonnenbeschienenen Häuschen etwas aussetzen könne.

Gegen Abend wurde die Großmutter zu einer kranken Bäuerin gerufen: sie war ja die Rathgeberin und Helferin aller Leidenden im Dorfe, und schon ihre stille, sanfte Erscheinung schien Frieden und Linderung zu bringen. Sie nahm sogleich ihre kleine Hausapotheke und begab sich zu der kranken Frau.

Die Kinder blieben allein und plauderten hin und her. Immer aber kam das Gespräch wieder auf den neuen Pfarrer und dessen vornehme Frau, und wie beide so ganz anders wären, als ihre lieben Eltern gewesen seien. „Weißt du schon," fragte Anna den Bruder, „daß auch das Gut verkauft ist? Küster's Lisbeth hat es mir erzählt; es soll ein steinreicher Herr gekauft haben, der weit hergekommen ist, weit über das Meer, wo die Menschenfresser wohnen, wie Lisbeth sagt." Stephan lachte, worüber ihn Anna verwundert ansah.

„Nun," sagte der Bruder, „wenn er so reich ist, dann wird er auch wohl der Frau Pfarrerin ein neues Haus bauen lassen, worin sie ihren Flügel stellen kann."

„Ach ja, Stephan,“ sagte Anna, es wird Alles hier sehr verändert werden; wohin werden wir nun ziehen? Wie wird sich die Großmutter grämen, und ich sehe nicht ein, fügte sie leise und furchtsam hinzu, wie das Heimchen bei so viel Traurigem singen mag und was es uns Gutes verkündigen kann.“

Stephan schwieg. Die ganze Geschichte war ihm zu wunderbar gewesen, und hätte sie nicht die verehrte Großmutter erzählt, er würde sie gar nicht geglaubt haben. Indem ging eine hohe, männliche Gestalt dicht am Hause vorüber und schaute scharf in die kleinen Fenster der Stube. Gleich darauf klopfte es leise an die Thür und als Anna hinsprang zu öffnen, trat derselbe Mann herein. Er war groß und stattlich anzusehen. Das von einem dichten Bart beschattete Antlitz schien durch eine heiße Sonne gebräunt; tiefe Falten furchten die Stirn. Es waren aber nicht die Falten des Mißmuths oder Zornes; nein, man sah es, die in Arbeit und Nachdenken verlebten Tage und Nächte, so wie Schmerz und Wehe hatten diese Falten gezogen. Dies wenig schöne Gesicht aber wurde belebt durch zwei Augen, aus denen so viel Liebe und Treue strahlte, daß es davon erglänzte, wie eine von sanftem Mondlicht erhellte, nächtliche Landschaft.

Schweigend staunten die Kinder den Fremden an, der ebenso schweigend seine Blicke umhersandte, vom Spinnrad bis zur großen Wanduhr, von der Fußbank bis zum Lehnstuhl des seligen Großvaters. Auf ihm aber blieben die Augen ruhen, bis sie durch Thränen verdunkelt wurden. Endlich hob er sanft an: „Die Frau Pfarrerin ist wohl nicht daheim, meine Lieben?“

„Nein,“ antwortete Stephan, sich artig verneigend, „die Großmutter ist zu einer Kranken gegangen, aber wir erwarten sie bald zurück; ist es ihnen gefällig, auf sie zu warten, dann nehmen sie freundlichst Platz!“

„O,“ rief der Fremde, mit zitternder Stimme, „ihr seid also die Kinder meiner geliebten Lina?“

Und ehe sich die Beiden noch von ihrer Überraschung erholt hatten, schloß der Mann sie in seine Arme und sie an sein Herz ziehend, schaute er sie lange mit wehmüthigem Entzücken an.

„Ja," sprach er darauf, indem er die Hand auf Anna's Haupt legte, „das sind meiner Lina Augen, Stirn und Mund." Den Kindern überkam jetzt eine wunderbare Ahnung, die bald zur frohsten Gewißheit wurde, als der Fremde sich Onkel Hermann nannte.

Kaum war der erste Freudensturm vorüber, als sie die Großmutter durch den Garten kommen sahen. Schnell trat Hermann in ein Nebenstübchen, damit die Kinder sie auf sein Wiedersehen vorbereiten konnten.

Die Matrone trat mit ihrer ruhig freundlichen Weise ein. Sie verschloß die Arzeneien und erzählte, daß die kranke Bäuerin sich viel besser befinde. Indem sie sich aber nun zu ihren Enkeln liebreich umwendete, bemerkte sie sogleich ihre bewegten Züge und entzückten Blicke.

„Was hat sich zugetragen, Kinder?" fragte sie; „ich sehe es euch an, ihr habt mir Etwas mitzutheilen."

„Wir haben uns von deinem Heimchen unterhalten, beste Großmutter," antwortete Stephan, „denn noch niemals hörten wir es so fröhlich singen, wie heut, und wir meinen, es müsse uns bald etwas recht Erfreuliches begegnen."

Die Großmutter seufzte und dachte an den heutigen Besuch des neuen Pfarrers, der sie sehr traurig gestimmt hatte.

„Was meinst du," begann nun Anna, „könnte es nicht möglich sein, daß der Onkel Hermann noch lebte und zu uns zurückkehrte?"

„Was sagst du da, Anna, mein Kind," erwiderte die Matrone, du öffnest schmerzliche Wunden in meinem Herzen. Wer weiß, welch' einsames Grab mein Sohn gefunden hat. Ich muß mit David sprechen: „Er wird nicht zu mir zurückkehren, sondern ich werde zu ihm hinunterfahren!"

„Sage das nicht, Großmutter," hob Stephan an. Du weißt, „bei Gott ist kein Ding unmöglich;" ja, wir Beide glauben mit fester

Zuversicht, du werdest deinen Sohn bald wiedersehen." Der Knabe sagte diese Worte mit geflügelter Eile, denn schon hörte man leises Geräusch und unterdrücktes Schluchzen im Nebenzimmer.

Die alte Frau starrte die Kinder ahnungsvoll, fast angstvoll an und rief mit bebenden Tönen: „Stephan, Anna, um Gotteswillen, was geht hier vor?"

Da hielten sich die Beiden nicht länger. Sie sprangen hin zur Großmutter, umklammerten sie fest und riefen weinend: „Sei stark, Großmutter! Gott schenkt dir deinen Sohn wieder."

Und noch ein Paar Arme, starke, kräftige Arme umschlangen die geliebte Mutter und eine Stimme, die in ihren Ohren wie Musik des Himmels klang, rief sie mit den zärtlichsten Namen. Aber das arme Menschenherz, welches jahrelang Schmerz und Leid tragen kann, es ist zu schwach für eine Minute voll Glück und Freude! Die ohnmächtige Großmutter wurde von den erschreckten Kindern sanft in den Lehnstuhl gelegt und nur mit Mühe wieder zum Bewußtsein gebracht, aber zum Bewußtsein eines unaussprechlichen Glückes. Viele Tage vergingen der Familie in trunkener Freude. Hermann mußte immer wieder erzählen von seinen Reisen, Gefahren, Unternehmungen und endlichen, glücklichen Erfolgen, und wenn er geendet hatte, dann kam noch ein alter Nachbar, oder ein Spielgefährte seiner Kindheit und immer wieder mußte er erzählen.

Doch noch eine Überraschung war sowohl der Pfarrerin, als der ganzen Dorfgemeine bereitet; denn sie erfuhren bald, daß kein Anderer der neue Gutsherr sei, als Hermann. Gleich bei seiner Ankunft in sein Vaterland hatte er durch öffentliche Blätter erfahren, daß sein heimathliches Dörfchen zum Verkauf angetragen werde, und er faßte sogleich den Entschluß, dasselbe an sich zu bringen. Auch hatte er schon in der benachbarten Stadt den Tod seines verehrten Vaters und seiner vielgeliebten Schwester erfahren; aber noch lebte ihm die theure

Mutter, und den Abend ihres Lebens hell und schön zu machen, war nun sein einziger Wunsch.

Als er eines Tages alle seine schönen und glänzenden Pläne der lieben Greisin mittheilte, hörte sie ihm lächelnd und seelenvergnügt zu, endlich aber sagte sie: „Nun, mein Sohn, will ich dich um Etwas bitten: Ziehe du auf dein stattliches Schloß; sorge väterlich für die Kinder deiner seligen Schwester; mache deine Unterthanen glücklich; tröste Arme und Verwaiste; lege eine Ackerbauschule an für unbemittelte Jünglinge; baue ein Hospital für Kranke und Schwache; thue dies Alles, wie du es dir in deinem liebreichen Sinn ausgedacht hast; aber mich, mein Sohn, das bitte ich dich, mich laß hier in meinem Häuschen leben und sterben! Hier, wo ich jung nnd glücklich gewesen, wo ich alt geworden bin, wo eure Wiege stand und das Sterbebett meiner Lieben. Jeder Baum und jede Blume im Gärtchen sind mir theure Erinnerungsdenkmale. Und habe ich den Garten durchschritten, so betrete ich den Kirchhof, auf welchem für mich drei theure Gräber sind, die ich täglich besuche, auf denen ich sitze und von alten lieben Zeiten träume. Darum laß mich hier; nirgend anders will ich sterben. Das war vor deiner Ankunft mein größter Kummer, daß ich diese liebe Stätte verlassen sollte.“

Der gerührte Sohn schloß die alte Mutter in seine Arme und gelobte ihr, daß Alles nach ihrem Wunsch geschehen solle.

Er selbst zog in das Herrenhaus und fing rüstig an, seine Pläne mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit in's Werk zu setzen.

Zuerst ließ er ein neues Pfarrhaus bauen, aber nicht für den uns schon bekannten Herrn Prediger. Nein, dieser hatte eine ihm annehmlichere Stelle in einer ziemlich bedeutenden Stadt erhalten, zur großen Freude seiner Gemahlin, die nun von der Furcht befreit war, auf dem Lande zu verbauern.

Als das Haus fertig war, zog der neue Pfarrherr ein, und er

sowohl, als seine liebe, junge Frau wurden bald der Wittwe und des Gutsherrn Herzensfreunde.

Stephan bezog die Schule in der Stadt. Er wollte des Vaters und Großvaters Laufbahn betreten, ein Entschluß, der den Onkel herzlich freute.

„Werde ein wackrer Pastor," sprach er zu dem Knaben, „und suche dadurch den Schatten meines Vaters mit mir zu versöhnen!"

„Er ist versöhnt, mein Sohn," sprach milde die Mutter, „er starb, dich segnend." Der Sohn aber seufzte: „Ach, es vergißt sich schwer, wenn wir die Eltern betrübt haben, und sie sind nun todt, und die blassen Lippen können uns nicht mehr Vergebung lächeln; ach, es vergißt sich schwer! Bedenkt das, meine lieben, jungen Leser. —

Der reiche, geehrte Hermann konnte es nicht vergessen; er seufzte und schwieg.

Noch manches ruhige, glückliche Jahr verfloß der lieben, alten Mutter in ihrem Häuschen. Anna blühte unter ihren Augen und ihren sanften, einfachen Lehren zu einer sittsamen, frommen Jungfrau auf. Oft, wenn Beide Abends traulich plaudernd und arbeitend beisammen saßen, sang das Heimchen leise und melodisch dazu.

Onkel Hermann, der auf schmerzliche und erschütternde Weise in Westindien eine junge, geliebte Gattin verloren hatte, verheirathete sich nicht wieder. Er war der Schutzgeist nicht blos seiner Familie, sondern auch aller seiner Untergebenen und der ganzen Gegend.

Noch erlebte die Großmutter die Freude, Stephan die liebe Kanzel des seligen Großvaters besteigen und Anna als glückliche Gattin eines benachbarten Gutsbesitzers zu sehen.

Bald darauf führte der Todesengel sie in das Land des ewigen Friedens zu ihren vorangegangenen Lieben.

In der Nacht vor ihrem Tode saß Anna still an ihrem Lager und lauschte bang den schweren Athemzügen der Kranken.

Plötzlich richtete sich diese auf, schaute unverwandt nach dem Kamin und schien angestrengt auf Etwas zu lauschen. Nach einigen Minuten wandte sie sich zu Anna und sprach mit leiser Stimme: „Ich habe sie wiedergesehen die liebe, schützende Elfin des Hauses; sie war ganz so lieblich in ihrem weißen Kleide und blauen Kränzlein anzuschauen, wie in meiner Jugend; nur in den Händen trug sie statt des goldnen Rockens, einen kleinen Reisestab. Sie sprach liebreiche Worte zu mir und sagte mir Lebewohl für immer, da sie und ihre ganze Familie nun dies gastliche Dach verlassen würden, um sich eine andere Stätte zu suchen, daß sie aber nicht aufhören werde, meiner Familie Glück und Segen zu spenden, so lange Tugend und Frömmigkeit darin wohnen würden. Nach diesem Versprechen, fuhr die Greisin fort, verschwand die holde Gestalt und auch ich bin zu meinem Heimgange aus diesem Hause bereit."

Anna küßte weinend den blassen Mund der lieben Großmutter, die bald in einen sanften Schlummer sank, welcher, als der erste Morgenstrahl durch die Fenster schaute, zum Todesschlaf geworden war.

Das Häuschen, worin sie gelebt und gestorben, steht noch freundlich, von Wein umrankt, da. Die Gardinen sind festzugezogen, die Thüren geschlossen, nnd auch im Innern hat die kindliche Liebe und Verehrung Alles unberührt und unverrückt an seinem Platz gelassen.

Wenn Anna mit ihrem Gatten und ihren Kindern den Oheim und Stephan besuchen, dann gehen sie mitsammen in die stille Wohnung, und ob sie auch nimmermehr das Zirpen des Heimchen vernehmen, so fühlen sie dennoch stets, daß ein wohlthätiger, friedlicher Geist sie umweht und schützend begleitet. —

Des Frühlings Bote.

Des Frühlings Bote rief mich
Früh Morgens heute wach;
Die Schwalbe war gekommen
Und zwitscherte am Dach.

Sie rief herbei die Schwestern,
Die sprachen Dies und Das,
Indeß ich träumend, lauschend
Auf meinem Lager saß.

Sie sprachen von der Reise
Und von des Südens Pracht,
Wie uns auch sei gekommen
Der Frühling über Nacht.

Wie schon im nahen Walde
Die Birken würden grün,
Der Schlehdorn an der Hecke
Sich sehne aufzublühn.

Wie aus dem Grün der Saaten
Die Lerche steig' empor;
Hoch oben aus den Lüften
Erschalle der Kraniche Chor.

Da hielt es mich nicht länger
Im dumpfen, engen Haus.
„Der Frühling ist gekommen!"
Rief ich — und stürzte hinaus.

F. Brunold.

Rose und Vergißmeinnicht.

Von Friedrich Budke.

Wer hat, wie ich, die Blumen gern,
Und sie zu seinen Lieblingen ersehen?
Wer sucht im Blumengarten seinen Stern:
Der folge mir! Wir woll'n zur Flora gehen!
Es winket ihrer Kinder bunte Zahl
Gar lieb und freundlich uns zur Wahl.

Dort prangt die Königinn auf grünem Thron,
Von den Vasallen allen rings umgeben;
Es röthen üppig sich die Wangen schon
Zu kurzem zwar, doch heiterm Rosenleben.
Sie kos't mit jedem luft'gen Zephyrhauch:
Das ist nun einmal so der Rose Brauch.

So hoch, wie sie, wagt keine Blume sich: —
Sie hat den Thron zum schlanken Baum erhoben,
Und ihr Gesicht strahlt süß und minniglich,
Als wär's aus zartem Morgenroth gewoben.
Die Lilje selbst erblaßt vor ihrer Zier,
Und alle Blumen huld'gen freudig ihr.

O süße Rose, lieblich Lebensbild!
Du blühst und prangst in hundertfacher Hülle,
Und lächelst stets so froh und süß und mild
In Jugendübermuth und üpp'ger Fülle,
Als wär' dein Leben eine Ewigkeit:
Und ach, es währt doch nur so kurze Zeit! —

Du bist der Freude Glanz, der Liebe Licht,
Und ewig werden sie in dir sich spiegeln;
Denn wahre Lieb' scheut auch die Dornen nicht,
Die Freude deckt sie ja mit ihren Flügeln.
Drum, Lebensblume! bleibst die Königinn du,
Und Jeder winkt und ruft dir Beifall zu.

Und wenn du deinen Lebenszweck erreicht:
Mit Duft und Farbenschimmer zu erfreuen;
Wenn deiner Wangen frisches Roth erbleicht,
Die welken Blätter sich zur Erde streuen:
Dann nimmt in 'n Arm dich das Vergißmeinnicht,
Das kosend dann und tröstend zu dir spricht;

„O schöne Schwester! traure nicht um Pracht
Der Farb'n und Düfte, die so schnell entschwinden!
Das Angedenken an die Zaubermacht
Der Liebesblum' wird immer man empfinden;
Denn das Vergißmeinnicht ruft, sonder Ruh',
Das liebe, süße Wörtchen Jedem zu.

Drum schlummre, bis sich wieder Frühling nah't,
In meinem Arm den Traum beglückter Liebe! —
Zwar ist hier, wo ich wohne, dunkler Pfad;
Doch stören nicht der Leidenschaften Triebe.
Drum, wenn dein müdes Auge, Ros', auch bricht,
Treu wacht für dich ja das Vergißmeinnicht." —

Die Blume, die nicht Farben trägt zur Schau,
Hat unter ihren Schwestern doch das längste Leben;
Ihr ist, im Stern von Gold und Himmelblau,
Die treue Wacht der Blumen übergeben;
Und standhaft harrt sie aus in der Natur,
Bis auch die letzte Blum' verläßt die Flur.

Dann endlich senkt sie, müd' und still, das Lied
Zum wohlverdienten Schlafe willig nieder;
Und tiefes Schweigen herrscht im Luftgebiet
Der Flora; längst verstummt sind schon die Lieder.
Doch kaum, daß Winters Grimm und Macht sich bricht,
Erblüht auch wieder das Vergißmeinnicht.

Und neidlos auf der schönern Schwestern Glück,
Erhebt es seine klaren, blauen Augen,
Und hält von stolzen Schönen sich zurück,
Die nicht für die bescheid'ne Blume taugen.
Es fühlt sich glücklich in dem niedern Kreis,
Und ringet nicht nach eitlem Ruhm und Preis. —

O Rose! siegreich durch der Schönheit Macht,
Und angethan mit frischem Jugendschimmer,
Verachte ja, in deiner stolzen Pracht,
Das still bered'te, sanfte Blümchen nimmer!
Der wahren Schönheit Ziel und ihr Beruf
Ist: „die zu achten, die Gott niedrig schuf!" —



Der Garten.

Ein Greis pflegte mit sorgsamer Hand die Gewächse seines Gartens. Sein munterer Enkel sahe, wie er stundenlang mit den stummen Kindern der Natur sich beschäftigte und redete ihn eines Tages an: „Sage mir doch, lieber Großvater, warum du dich immer hier in dem einsamen Garten, bei diesen Gesträuchen und Bäumen, aufhältst, die doch ohne Sprache und ohne Empfindung dastehen, und zu denen du kein freundliches Wort, wie zu mir, reden kannst.“

„Höre mir aufmerksam zu, mein Sohn;“ sagte der Alte, „und ich will dir eine Antwort geben auf deine Frage. Diese Gewächse scheinen dir empfindungslos und stumm, aber wisse, auch jede Pflanze hat ihr Leben und ihre Sprache, und die Meinigen hier reden zu mir, obgleich ihnen die menschliche Seele fehlt, mehr und schönere Wahrheit, als ich in dem Getümmel der geschwätzigen und gedankenlosen Welt finde. Darum bin ich gern bei ihnen. Sie stellen mir, wie in einem Bilde, noch einmal das Leben vor, das schon größtentheils hinter mir liegt und erinnern mich dann, wie es doch etwas so Wunderbares ist um uns Menschen mit unserer Vergänglichkeit und unsrer Ewigkeit.“

„O, lieber Großvater, ich verstehe dich nicht,“ sagte der Knabe, „aber lehre mich jene Sprache deiner Gewächse, damit ich auch von ihnen lernen könne. Ich weiß, du sagtest neulich zu meiner Mutter, ich sei ein gelehriges Kind.“

Da nahm der Greis den lieblichen Knaben bei der Hand und führte ihn zu den schönsten Blumen seines Gartens, die jetzt in voller Blüthe standen und sagte: „Siehe diesen jungen Apfelbaum; er hat noch nicht so viele Jahre, als du selber zählest. Giebt es einen fröhlicheren Anblick in diesem Garten, als ihn, und jede Blüthe ist eine schöne Hoffnung für die folgende Jahreszeit. Er ist dein Bild, mein Sohn. Er spricht zu dir: Ich bin der aufwachsende Mensch in der unschuldigen Freude und Schönheit der Jugend. Darum blühe ich weiß und roth, und das grüne, frische Laub giebt den heiteren Farben noch höheren Reiz. So knüpft ein heiteres Band von Freuden und Scherzen den jugendlichen Menschen an das Leben, und windet sich, gleich einem bunten Kranze, um das lockige Haar des Kindes. — Aber wisse, mein Sohn, fuhr der Greis fort, diese Blüthenzeit geht vorüber, und man erwartet noch mehr, man erwartet auch zarte Frucht von dem Baume. Prangete er nur, wie jetzt bei dieser milden, reinen Frühlingsluft mit seinen Blüthen, und fielen diese alle bei dem ersten heftigen Winde Winde oder Gewitterregen, der sie wohl treffen wird, ab, dann wären es nur taube Blüthen gewesen und der Baum ist ohne Werth. So erhebt sich auch über den Menschen manches Gewitter und mancher Sturm, und Mühen und Kämpfe erwarten ihn. Oft wird, wenn er gute Früchte in guten Thaten bringen soll, bei seiner Arbeit der Schweiß auf seiner Stirne stehen, und er darf keine mühevolle Stunde, keinen ernsten Tag scheuen. Oft wird sich auch über ihm der heitere Himmel trüben; denn der Mensch muß häufig eine dunkle Straße gehn, wo jedes Hoffnungslicht erloschen zu sein scheint. Da bewährt der Mann seine Kraft, wie der Baum, den

der Sturm nicht zu Boden wirft, dessen Früchte aber auch unter Wind und Wetter reifen.

Aber noch bösere Zeit, sagte der Greis ernstblickend, erwartet den Baum und den Menschen. Jene Gewitterstürme in der Natur und im Menschenleben sind befruchtend und lebenstärkend, denn im Kampfe wächst die Kraft; der Baum gewinnt dabei, wie der Mensch, immer größere Stärke in seinen besten Lebensjahren. Doch der Sommer muß bald dem Herbste und der Herbst endlich dem Winter weichen, und dann wirst du, statt dieses Blüthenschnee's, der jetzt alle Zweige bedeckt, kalten, feuchten Schnee auf allen Ästen liegen sehen, und die Dezemberfröste drohen jeden Lebenssaft in seinen Gefäßen erstarren zu lassen. Dann redet der Baum zu dir: „Siehe, Knabe! deine vollen Locken werden sich verwandeln in Silberhaar, wie an den Schläfen deines Großvaters!" Wo sind dann die Jahre deiner Jugend hin und die darauffolgenden der Manneskraft? Nun steht der Baum entblättert da ohne Schönheit, und den Menschen ereilen die Jahre, von denen er oft sagt: sie gefallen mir nicht.

Siehe, mein liebes Kind, so erzählt dir der Baum dein eignes Leben, wenn er im Frühling blüht, wenn dann seine Bestimmung und sein Werth darin besteht, daß er gute Früchte hervorbringe, und wenn er endlich im Winter erstarret."

„Aber nicht wahr, Großvater, auf dem Winter folgt doch wieder ein Frühling, und dann hat auch der Baum wieder neues Laub und neue, schöne Blüthen, wie heute?" —

„Da hast du gut gesprochen, mein theures Kind! Ja wohl is es so. Und weißt du auch, wie dies geschieht? Weißt du, wie de entblätterte Baum doch wieder aufleben und neue Knospen und Blüthe hervorbringen kann? — Weil über ihm sich ein Himmel wölbt, i welchem, trotz Sturm und Frost, doch immer wieder eine freundlic

Sonne steht, die mit ihren Strahlen Licht und Wärme auf ihn herabgießt, und den inneren, unsichtbaren Lebenssaft des Baumes anzieht und erquickt; ein Himmel, von welchem herab erquickender Thau und befruchtender Regen kömmt, der den Baum einen neuen Frühling erleben läßt." —

„Redet vielleicht der Baum auch dadurch zu uns? Deute mir doch auch Dieses, lieber Großvater!"

„Wisse, mein Kind, so wie jener innere Lebenstrieb im Baume nicht leidet und stirbt bei dem äußeren Wechsel der Jahreszeiten, so kann auch die Seele, das innre, wahre Leben des Menschen, sich frei und unabhängig erhalten von jedem Wechsel der menschlichen Schicksale, wenn wir uns nur bewußt bleiben des ewigen Himmels über uns, und unsere Gedanken und Empfindungen emporheben über diese äußere, unbeständige Welt zu jener unwandelbaren Welt ewiger Gedanken und einer ewigen Liebe, die unserer Seele immer die rechte Nahrung, Licht und Wärme darbietet.

Nur muß, gleichwie der Baum zu allen Zeiten unter dem Einfluß des Himmels steht, so auch der Mensch zu allen Zeiten die rechte Lebenskraft von dort oben nehmen! — Und darum, mein Sohn, wende dich schon in deiner Jugend, wie die junge Pflanze, mit deinem Herzen dem Himmel zu, damit du früh mit ihm vertraut werdest und für jedes Lebensalter dort die rechte Lebenskraft suchest und findest. Dann wird deine Seele, so lange dich der weise, ewige Gärtner hier auf dieser Erde stehen lassen will, oft auch unter rauhen Gewitterstürmen wahre, ewige Frühlingsluft empfinden, und nach jedem ermüdenden Kampf des Lebens wird sie durch das stärkende Bad im ewigen Himmelsthau göttlicher Gedanken und Empfindungen neue, jugendliche Kraft gewinnen, bis dich, mein Sohn, jener Gärtner von hier in einen andern Garten versetzt, wo ewiger Frühling ist."

Bei diesen Worten schloß der liebevolle Greis den Enkel in seine Arme, und von dieser Zeit an wandelten Beide oft zusammen unter diesen Bäumen, die der Greis dem Knaben als das Bild des Menschen gedeutet hatte.

C. Bellermann.

Zwergsagen.

Von F. Brunold.

Erste Sage.

„Länger kann ich's nicht ertragen, täglich gehts mit uns zurück,
Nur die Zwerge, Frau, die Zwerge bringen noch allein uns Glück;
Nach der Stubnitz will ich eilen, wo geschäftig sie des Tag's;
Bin ich listig, faß ich einen, daß er diene mir: ich wag's!"

„Kann ich irgend Etwas fassen, das solch Unsichtbarer trägt,
Dann sich', Frau, die Noth, die Armuth wohl zur selben Stunde legt.
Bis sein Eigenthum er wieder hat, muß dienstbar sein der Zwerg;
Daß so bald dies nicht geschehe — sorge nicht; ich geh' zum Berg."

Und der Mann er eilt von hinnen, mag die Frau auch zagend fleh'n;
Bald erreicht er jene Stelle, wo die Zwerge man gesehn;
Streckt sich nieder, schließt die Augen, scheint so müde, schnarcht so schwer,
Bald geschäftig sind die Zwerge, unbekümmert um ihn her.

Einer stutzt und trippelt seitwärts, schaut den Mann, und Neugier heißt
Still ihn stehn; dann winkt er Andre, bis ihn endlich Einer reißt
Hier am Rocke, dort am Stiefel; ja, zuletzt in tollem Muth,
Schläft der Mann doch gar zu feste, setzt sich Einer auf den Hut.

Gab's ein Kichern, gab's ein Lachen! Aber helft! O, weh! der Mann
Ist erwacht und drückt den Hut fest, daß der Zwerg nicht weiter kann.
Ist gefangen, mag er zappeln; unerbittlich heißt es nun:
„Nimmer laß ich dich, mein Zwerglein, bis mich reich gemacht dein Thun.

Will mich länger nicht mehr quälen, du sollst schaffen nun für mich!
Frisch, mein Männlein, frisch zur Arbeit! nimmer, nimmer laß ich dich!"

Zwerglein sah, hier half kein Bitten, doch der Muth entwich ihm nicht;
Kennt den Mann und seine Faulheit, seine Habsucht, und er spricht:
„Bin zu klein den Pflug zu führen, thu' es selbst, ich lern' es nie;
Sollst in jeder Furche finden heut ein Goldstück für die Müh'."

Horcht der Mann und spricht: „So sei es!" Zieht sein Pferd flink aus dem Stall,
Eilt zum Acker, zieht die Furchen — fand sein Goldstück überall;
Ackert, bis der Tag sich neiget; todt zur Erde fällt das Pferd —
Doch der Mann, er kann nicht rasten, mit dem Pflug er sich beschwert.

Er, der jede Arbeit scheute, zieht ihn selbst. Das Gold es blinkt
Ja ihn an aus jeder Furche, und er ackert bis er sinkt
Selbst zur Erde. Jetzt der Zwerg naht, schüttet auf das Gold so roth:
„Wolltest reich, ohn' Arbeit, werden; dieser Reichthum ist dein Tod!"

Lacht und spottet, taub dem Flehen: „Hast ja Gold, was willst du, Mann?
Hielt mein Wort, wie du das deine; weiter dir nicht helfen kann!"
Und der Zwerg, er läuft von hinnen. — Sieh', wie blinkt das Gold so roth! —
Als die Frau den Mann ging suchen, fand sie ihn beim Golde todt.

Zweite Sage.

„Mann, wohin in dieser Stunde? Siehst du nicht, es naht die Nacht?"
„Frau, vernimm aus meinem Munde, was uns glücklich hat gemacht.
Weißt, wie arm wir eh'dem waren, wie uns Jedermann verließ,
Wie der Freund, der reiche Vetter, mich von seiner Thüre stieß.

Als ich heim ging durch die Waldschlucht, trat entgegen mir ein Mann,
War ein Zwerglein, grüßt mich freundlich, fragt mich aus — bot Geld mir an.
„Hattest Unglück, bist auch ehrlich, kenn' dich," sprach er, „nimm es schnell;
Nach sechs Monden zahlst du's wieder mit den Zinsen hier zur Stell'."

Sollt' ich heut mein Wort nicht halten? War das Geld nicht unser Glück?
Hat's die Noth von uns genommen, zahl' ich dankbar es zurück."
So der Mann. Und nach der Waldschlucht eilet er im schnellen Lauf.
„Hier das Geld!" so ruft er freudig. Sieh, da thut der Berg sich auf:

Tief im Innern tragen Zwerge eine Leiche trauernd fort.
Betend hebt der Mann sein Antlitz, da vernimmt er dieses Wort:
„Der das Geld dir einst gegeben, wird zur Ruhe jetzt gebracht,
Deiner aber hat im Sterben er als Mann voll Lieb' gedacht.

So das Geld du würdest bringen, sollt' es dir verwebet sein.
Fleiß und Arbeit bracht' dich weiter; dieses Geld that's nicht allein.
Nie verlaß dich hier auf Menschen: Schaffst du redlich, wird's gut stehn."
So der Zwerg. Der Mann ging heimwärts — brauchte nie mehr borgen gehn.



Der Tambour von Arcole.

Der Tambour von Arcole.

Nach einer Anekdote erzählt von v. Keyserlingk.

1.

Zu den blutigsten Schlachten, die Napoleon Bonaparte in seinem ersten Feldzuge in Italien den Oestreichern lieferte, gehört die Schlacht bei Arcole (15. — 17. November 1796.) Es kam hier besonders darauf an, einen langen, schmalen Damm, der durch Sümpfe führte, und den die Östreicher mit ihrem Geschütze bestrichen, zu überwältigen. Mehrere Versuche, die die Franzosen gemacht hatten, hinüberzudringen, waren von den Östreichern blutig und mit großem Verluste zurückgewiesen worden. Da ergriff Bonaparte eine Fahne, stellte sich an die Spitze seiner Tapfern, die, durch sein Beispiel angefeuert, ungeachtet des furchtbarsten Kugelregens immer weiter vordrangen. Bonaparte bemerkte neben sich einen etwa sechszehnjährigen Burschen, der, ungeachtet er bereits den Czako verloren hatte, immer unbekümmert um die Kugeln, die ihm rechts und links an den Ohren vorüber und über ihn hinwegsausten, neben seinem Generale einherschritt und immerfort gewaltig den Sturmmarsch schlug.

„Fürchtest du dich denn gar nicht, mein kleiner Freund!“ redete Bonaparte den kleinen Mann neben sich an: „Wie, wenn dich eine Kugel träfe?“ „O, damit hat es keine Noth!“ antwortete der Kleine, „denn ich sehe ja das Glück im leuchtenden Gewande vor unsern Kolonnen einherschreiten!“ Bonaparte mußte unwillkürlich über diese poetische Rede des kleinen Tambours lachen. Der Damm ward endlich wirklich von den Franzosen mit großem Verluste erfochten. Bonaparte winkte den kleinen Tambour zu sich. „Wie heißt du, mein kleiner Freund!“ (mon petit ami!) redete er ihn an. „Petit“ (Kleiner!) war die Antwort. Bonaparte lachte über das Wortspiel, das hier der Name des Tambours zu seiner kleinen Figur bildete. „Nun, mein kleiner Freund,“ sprach der General, indem er dem Kleinen ein Notizbuch überreichte, das er aus seiner Brusttasche gezogen hatte, „so nimm denn dies zum Andenken an mich und an diese Stunde. Ich werde weiter für dich sorgen!“ Aber über den Drang der Ereignisse, so wie über die großen politischen und militärischen Angelegenheiten, die seine Zeit und Thätigkeit fortwährend in Anspruch nahmen, vergaß der Sieger von Arcole seinen Gefährten in der Schlacht, den kleinen Tambour von Arcole.

2.

Die Schlacht bei den Pyramiden war von den Franzosen geliefert und gewonnen worden. Erschöpft und fast verschmachtend vor Durst lehnte Bonaparte an den Stufen einer Pyramide; aber Niemand war da, von dem er hätte hoffen und erwarten können, daß er im Stande sei, für die Befriedigung seines brennenden Durstes zu sorgen, da sich in der trostlosten Sandwüste nirgends ein Quell zeigte, und außerdem alle, Offiziere, wie Soldaten, bis auf den Tod erschöpft waren. Da fühlte der General seine Achsel leicht von einer Hand berührt. Auf=

blickend sah er einen jungen Soldaten mit blutender Stirn und dem bis an den Rand mit Wasser gefüllten Czako in der Hand vor sich stehen. „Da trink, General!" sprach der Soldat, indem er ihm den Czako hinreichte. Auf einen Zug war dieser Becher aus dem Stegreif geleert. Das schmeckte dem General so schön, als ob es Champagner gewesen wäre. Nur wer es an sich selbst erfahren hat, was es heißt, Durst leiden, der kann sich eine Vorstellung von dem Labsal machen, welches dies für den vor Durst schier verschmachtenden General war. „Du blutest, mein Sohn!" sprach der General, und wischte dem jungen Soldaten, indem er ihm den Czako zurückreichte, das Blut von der Stirne. „Spaß das!" lachte der junge Soldat, „der mir leicht zwei Arme und zwei Beine hätte kosten können. Denn sieh, General! als ich dich hier mit lechzender Zunge liegen sah, konnte ich es nicht länger mit ansehen. „Du mußt," dacht' ich, „deinem Generale zu trinken schaffen, kost' es, was es wolle, und machte mich auf den Weg, so ermattet ich auch war. Etwa eine halbe Stunde von hier rieselt in einem tiefen Abschnitte ein klarer Quell. Indem ich das steile Ufer hinabklimme, gerathe ich in's Rutschen, und mache dir eine Rutschpartie von ein Paar hundert Fuß. Es ging jedoch noch glücklich mit der Schramme da ab" — er deutete dabei auf seine Stirn. „Sollten wir uns nicht kennen?" fragte Bonaparte nach einer kurzen Pause, während welcher er den jungen Soldaten scharf mit den Augen von oben bis unten gemustert. „Ei freilich!" antwortete dieser, indem er ein kleines Notizbuch aus seiner Brusttasche zog und es dem Generale hinhielt. „Ach!" lachte dieser, „mein kleiner Tambour von Arcole! Du bist Sergeant! Schicke mir deinen Hauptmann!" Der neugebackene Sergeant that, wie ihm geheißen war. Bald darauf ließ ihn der Hauptmann rufen und stellte ihm im Namen des Generals vier Louisd'or zu.

3.

Bonaparte seit dem 9. November 1799 erster Konsul der noch sogenannten französischen Republik, führte im Mai des Jahres 1800 ein französisches Heer über den St. Bernhard, um das während seiner Abwesenheit in Ägypten von den Oestreichern eroberte Italien wiederzuerobern, das ihm der eine Tag von Marengo (14. Juni 1800) wiedergab. Der Zug über den St. Bernhard gehört zu den denkwürdigsten Zügen der neuern Kriegsgeschichte. Denn, wenngleich der Zug, den Hannibal mit seinem Heere über die Alpen unternahm, unstreitig mit noch größeren Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war, da Hannibal mit den kriegerischen Galliern und Helvetiern zu kämpfen hatte, und außerdem die so äußerst schwerfälligen Elephanten mit sich führte, die auf den damals kaum gangbaren Straßen nur mit großer Mühe fortzubringen waren; so waren doch die Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen das französische Heer zu kämpfen hatte, indem namentlich die Fortbringung des Geschützes große Schwierigkeiten hatte, sehr groß, und es gehörte der kühne nnd unternehmende Geist des neuen Cäsars dazu, um sich nicht davon abschrecken zu lassen. Bonaparte war an einem jähen Abgrunde angelangt. Sinnend stand er vor demselben still. „Wie da hinabkommen?" Das war die Frage. Da trat Sergeant Petit aus den Reihen der Krieger hervor, und reichte ihm seine Patrontasche. „Wenn du dich darauf setzest, General," sprach er, „so wird es eine ganz sichere und bequeme Reisekutsche abgeben, die dich da hinabführt." Bonaparte befolgte den Rath, ohne sich viel zu besinnen, er setzte sich auf die Patrontasche und war im Fluge unten. „Wem gehört die Patrontasche?" fragte er, als er unten angelangt war. „Mir, mein General!" antwortete Sergeant Petit vom 59sten Regiment hervortretend. „Hm!" murmelte Bonaparte, „es ist nun schon zum dritten Male, daß er mir in den Weg kommt. Er ist entweder mein

guter oder mein böser Dämon!" Er schien jedoch das letztere anzunehmen; denn das sonderbare Zusammentreffen mit dem Sergeanten Petit, stets unter so kritischen Umständen, hatte sichtlich einen unangenehmen Eindruck auf den ersten Konsul gemacht, der, wie mehrere große Männer, nicht ganz frei von Aberglauben war.

4.

Die Schlacht bei Austerlitz war geliefert und gewonnen worden. (2. Dezember 1805.) Der Kaiser Napoleon ging an der Front der Regimenter entlang, die sich besonders ausgezeichnet und gelitten hatten. Als er an der Front des 59sten Regiments vorüberging, blieb sein Blick unwillkürlich auf dem Sergeanten Petit haften. „Ich habe noch eine alte Schuld abzutragen," sprach er, indem er den Sergeanten zu sich winkte. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" fuhr er lächelnd fort, indem er das Kreuz der Ehrenlegion, das er von seiner Brust nahm, an Petit's Brust heftete. Darauf winkte er den Obersten des Regiments zu sich und flüsterte ihm Etwas in's Ohr. Dieser kommandirte hierauf: „Präsentirt das Gewehr!" Das Regiment präsentirte. „Seine Majestät der Kaiser," verkündete hierauf der Oberst mit lauter Stimme, „haben den Sergeanten Petit zum Lieutenant in diesem Regimente ernannt. Gewehr auf Schulter!" Das Regiment schulterte. Zum zweiten Male kommandirte der Oberst: „Präsentirt das Gewehr!" Das Regiment präsentirte. „Seine Majestät der Kaiser," sprach hierauf der Oberst, „haben den Lieutenant Petit zum Hauptmann in diesem Regimente ernannt. Gewehr auf Schulter!" Ein donnerndes, tausendstimmiges: „Es lebe der Kaiser!" war das Echo, welches diese Bekanntmachung begleitete. — Das waren die einfachen Mittel und Hebel, durch die der Kaiser eine so wunderbare Macht über die Gemüther seiner Soldaten ausübte.

5.

Wir finden den Kaiser Napoleon mit den Trümmern seines Heeres an den Ufern der Beresina wieder. (November 1812) Sieben ereigniß-reiche Jahre waren seitdem verflossen. Da stand der kleine Mann in seinem kleinen, dreieckigen Hute und seinem grauen Überrocke, mit über-einandergeschlagenen Armen an den Ufern des Flusses, durch Worte und Blicke die vierhundert Helden ermunternd, welche bis an den Hals ein den eisigen Fluthen des Stromes standen, um die Joche für die zum Übergange des Heeres über den Fluß bestimmten drei Brücken zu bauen. „Ha! jetzt stürzte es sich in's Wasser!" hörte da der Kaiser dicht neben sich eine gellende Stimme rufen. Verwundert sah er sich nach dem Rufer um, und gewahrte dicht neben sich einen Graubart von Offizier, der mit offnem Munde und weit ausgebreiteten Armen dastand, gleichsam, als ob er Einem nachsähe, der sich so eben in's Wasser gestürzt hatte. „Wer hat sich in's Wasser gestürzt?" fragte der Kaiser den Offizier, in dem er sogleich den Hauptmann Petit wieder-erkannte. „Nun, das Glück! Aber nicht in einem hell leuchtenden Gewande, in dem es bei Arcole vor unsren Kolonnen einherschritt, sondern in einem grauen Mantel!" antwortete der Hauptmann. „Alter Träumer!" wandte sich der Kaiser unwillig von ihm. „Er muß verrückt geworden sein!" murmelte er vor sich hin: denn in der That waren Viele während dieses schrecklichen Rückzuges vor Kälte und Hun-ger wahnsinnig geworden.

In Wahrheit aber war das Glück seit der russischen Katastrophe sichtlich von Napoleon's Adlern geflohen, und Alles, was er seitdem unternehmen und versuchen mochte, wie klug er es auch immer einge-leitet und berechnet hatte, gelang entweder nicht, oder mißlang gänzlich, so daß zuletzt die Verbündeten nach vielen blutigen Schlach-ten ihren siegreichen Einzug in Paris halten konnten. (31sten März 1814) Napoleon sah sich genöthigt, da seine Generäle, dem von den

beiden Marschällen Marmont und Ney gegebenen Beispiele folgend, von ihm abfielen, zu Fontaineblau auf die Krone von Frankreich gegen die Insel Elba zu verzichten. (11. April 1814) Sie waren Alle durch ihn groß und reich geworden; aber in der Stunde der Noth hielt Keiner bei ihm aus, eine Bestättigung des bekannten Sprüchwortes: „In der Noth gehen hundert Freunde auf ein Loth!" Nachdem Napoleon von seinen Garden in Fontainebleau Abschied genommen hatte, wurden die vierhundert Mann durch das Loos ausgezogen, welche er nach dem mit den Verbündeten geschlossenem Vertrage als Garde mitzunehmen berechtigt war. Auch unser alter Bekannter, Hauptmann Petit, meldete sich dazu, da ihn das Loos nicht getroffen hatte. „Es sei," sprach Napoleon, ihn mit ernsten Blicken musternd; „wir gehören einmal zusammen, so scheint's, wie ein Paar inséparables!" (Vögel, die stets paarweise leben und unzertrennlich von einander sind.)

6.

Napoleon, der an demselben Tage in Elba gelandet war, an welchem König Ludwig XVIII. (ältester Bruder des unglücklichen Königs Ludwig XVI.) seinen Einzug in Paris gehalten hatte, (14. Mai 1814) verließ Elba in aller Stille und landete zu Cannes in Frankreich (26sten Februar 1815) Das wankelmüthige Volk empfing ihn mit Jubel; das Heer ging zu ihm über; Städte und Festungen öffneten ihre Thore ohne Widerstand, und seine Worte, die er bei seiner Landung in Frankreich gesprochen hatte: „Der Adler wird sich von Thurmspitze zu Thurmspitze schwingen und endlich auf Notre Dame niederlassen!" waren zur Wahrheit geworden. Denn er durchzog Frankreich gleich einem Adler im Fluge, und hielt wenige Wochen nach seiner Landung seinen Einzug in das jubelnde Paris, (20sten März 1815) nachdem kurz zuvor König Ludwig nach Gent entflohen war. „Nun, mein Alter," sprach Napoleon zum Haupt=

mann Petit, als er in den Tuillerien angelangt war, „wir haben, dünkt mich, das Glück aus der Beresina wieder herausgefischt!“ „Schwerlich!“ antwortete dieser ganz ernsthaft: „Denn was uns leuchtet, ist nicht die Sonne von Austerlitz, sondern jener falsch lächelnde Sonnenschein, der Regen und Sturm ankündigt und ihm vorausgeht.“ — „Träumer, Träumer!“ wandte sich der Kaiser unwillig von dem Alten.

7.

Das Glück schien sich Anfangs in der denkwürdigen Schlacht bei Waterloo (18. Juni 1815) entschieden für seinen alten Liebling Napoleon erklären zu wollen; ging jedoch plötzlich in das feindliche Lager über. Durch das unerwartete Eintreffen der Preußen unter Bülow auf dem Schlachtfelde, ward der Sieg den Franzosen nicht blos entrissen, sondern das französische Heer auch in wilder Flucht gänzlich auseinandergesprengt. Mit grimmiger Verzweiflung im finstern Gesichte, saß der Kaiser Napoleon auf seinem Schimmel und sah die fliehenden Heeresmassen in gänzlicher Auflösung und wilder Unordnung an sich vorüberstürmen. Der tausendstimmige Ruf: „Sauve qui peut!“ (Rette sich, wer kann!“) schlug aus diesen Massen an sein Ohr. Da gab der Kaiser seinem Schimmel die Sporen und sprengte auf ein, aus zwei oder drei Bataillonen seiner alten Garde bestehendes, noch unerschütterlich feststehendes Quarree zu, entschlossen, in dessen Mitte zu sterben. Da fühlte er plötzlich sein Pferd am Zügel festgehalten. „Zurück, Sire. Hier ist nicht ihr Platz!“ rief ihm ein alter Graubart von Offizier zu, der dem Pferde in die Zügel gefallen war. Voller Zorn schlug der Kaiser den Offizier mit der Reitgerte über die Hand, damit er loslassen möchte. „Die Hand, die mir einst dies Kreuz (er deutete dabei auf das Kreuz der Ehrenlegion, das er im Knopfloche trug) angeheftet hat, darf mich schlagen! aber los lass' ich nicht, und

koste es auch mein Leben!“ sprach Hauptmann Petit, — denn er war es. Wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke zwei Adjudanten herbeigesprengt wären, das Pferd des Kaisers rechts und links am Zügel gefaßt hätten und mit ihm davon gesprengt wären. „Nun will ich gehen und sterben,“ sprach Hauptmann Petit, und ging zu der Heldenschaar, die sich, indem sie auf den Zuruf der sie von allen Seiten bestürmenden englischen Reiterei, sich zu ergeben, antwortete: „Die alte Garde stirbt, aber ergiebt sich nicht!“ einen unsterblichen Namen erworben hat. Die tapfere Schaar wurde größtentheils niedergehauen. Auch Hauptmann Petit ward schwer verwundet in ein nahes Feldlazareth gebracht.

8.

Hauptmann Petit, von seinen Wunden wiederhergestellt, hatte seinen Abschied genommen und ein bürgerliches Geschäft in Paris angefangen, durch das er allmälich zu großem Wohlstande gelangt war. Auch war er Oberst bei der Nationalgarde geworden. Fünf und zwanzig Jahre waren seit der Schlacht bei Waterloo verflossen, und Napoleon schlief schon längst in der Felsengruft zu St. Helena (5. Mai 1821). Da glaubte Ludwig Philipp, welcher in Folge der Juli-Revolution den französischen Thron bestiegen hatte, (9. August 1830) der französischen Eitelkeit schmeicheln zu müssen, indem er die Leiche des Kaisers durch seinen eigenen Sohn, den Prinzen von Joinville, von St. Helena abholen und nach Frankreich bringen ließ. (1840) Die kaiserliche Leiche ward feierlich in Paris eingeholt und mit großem Gepränge im Dome der Invaliden beigesetzt. Die gesammte Nationalgarde von Paris und der ganzen Bannmeile folgte mit gesenktem Gewehre und Trauerfloren um die Fahnen. Eine zahlreiche Schaar von Trommelschlägern ging voran, den Trauer- und Todtenmarsch schlagend. Am rechten Flügel

derselben zog ein hochbejahrter Greis die Aufmerksamkeit auf sich. „Aber Oberst Petit!" sprachen ganz erstaunt mehrere Offiziere von der Nationalgarde zu dem Greise, „wie kommen Sie hierher? Das ist doch nicht Ihr Platz?" „Grade recht ist dies heute mein Platz," sprach sehr ernst der Greis, „denn da ich vor vier und vierzig Jahren bei Arcole an der Seite meines Generals einhergegangen bin, und den Sturmmarsch geschlagen habe, so geziemt es sich jetzt für mich, daß ich vor der Leiche meines Kaisers einhergehe und den Trauer- und Todtenmarsch schlage." Kopfschüttelnd ließen sie den Greis gewähren, ihn für einen Überspannten haltend.

9.

Etwa acht Jahre später rasselten durch alle Straßen von Paris die Trommeln, und Ausrufer verkündeten mit ihren Stentorstimmen der neugierig zusammenlaufenden Menge: „daß Louis Napoleon, Neffe des Kaisers Napoleon, zum Präsidenten der französischen Republik erwählt worden sei." (10. December 1848) Auf seinem Sterbelager lag der greise Oberst Petit, auf das Rasseln der Trommeln und das Rufen der Ausrufer horchend. „Dieser Trommelschlag," sprach er, „der letzte, den ich hier hören werde, soll mich zu meinem Kaiser begleiten, dem ich melden will, daß" — — Noch ein tiefer, schwerer Athemzug, und der Tambour von Arcole war nicht mehr. Die ganze Nationalgarde von Paris gab ihm das Geleite zum Grabe, und derselbe Trauer- und Todtenmarsch ertönte, mit dem sie die Leiche des Kaisers zum Dome der Invaliden geleitet hatte.

Drei Gedichte von Weichbrodt.

Wie es den Dieben ging.

Spätzchen hat die Kirschen lieb,
Wird ein schlauer Kirschendieb.
Häschen stiehlt des Bauern Kohl,
Fühlet sich dabei ganz wohl.
Mäuschen weiß schlau Speck zu stehlen,
Denkt, es kann ihm niemals fehlen.

Recht behaglich war dies Treiben,
Dachten, so wird's immer bleiben.
Anders war's jedoch beschlossen
Spatz und Häschen ward erschossen;
Mäuschen büßte sein Verlangen;
In der Falle ward's gefangen.

Kind und Blümchen.

Kindchen sieht das Blümchen stehn,
Möcht' es gerne pflücken;
Blümchen ist so wunderschön;
Schon will's Kind sich bücken.

Doch da denkt es gleich bei sich:
„Rosen, Tulpen, Nelken
Müssen schnell und sicherlich,
Pflückt man sie, verwelken."

Und es läßt das Blümchen stehn,
Thut ihm nichts zu Leide;
Konnt' es lange Zeit nun sehn,
Täglich macht's ihm Freude.

Die Henne.

Es war 'mal eine Henne, die legte oft ein Ei,
Und immer, wenn sie legte, erhob sie das Geschrei:
„Kakedahz, Kakedahz, Kakedahz!"

Wohl zwanzig Eier lagen in ihrem Neste fein,
Und dennoch hört beim Legen man jederzeit sie schrei'n:
„Kakedahz, Kakedahz, Kakedahz!"

Da sprach der Hahn zur Henne: „O, legest du auf's Neu',
So sei doch hübsch fein stille und lasse das Geschrei:
Kakedahz, Kakedahz, Kakenahz!"

Doch ach! die stolze Henne verschmäht des Hahnes Rath!
Sobald sie wieder legte, sie stets auch groß sich that:
„Kakedahz, Kakedahz, Kakedahz!"

Das hört' ein schlauer Iltis, und schleichet still herbei
Und säuft flink aus die Eier, doch ohne das Geschrei:
„Kakedahz, Kakedahz, Kakedahz!"

Als heimkam drauf die Henne und fand das Nestchen leer,
Da ward sie trüb und traurig, und niemals schrie sie mehr:
„Kakedahz, Kakedahz, Kakedahz!"

Vom Hennchen, Leser, lerne: „Hast du 'mal einen Schatz,
Verberge ihn fein stille und niemals schrei' am Platz:
„Kakedahz, Kakedahz, Kakedahz!"

Die Ameiseninsel.

Von Carl Rabe.

Eine arme Wittwe hatte einen Sohn, den nannten alle Leute den faulen Hans; denn er war ein abscheulicher Tagedieb. Im Sommer lag er gewöhnlich den ganzen Tag an der Sonne, im Winter auf der Ofenbank, und im Bette drehte er sich, wie eine Thür in der Angel. Doch einen guten Bissen liebte Hans über Alles.

Seine alte Mutter hielt ihn, oft mit Bitten, oft mit Drohen, zu nützlicher Beschäftigung an; doch wenn sie ihn bat, so jähnte und wenn sie ihm drohte, so grinsete er. Auch mußte sie um Brot zu erwerben, den Tag über außer dem Hause sein. Da pflegte denn Hans der trägen Ruhe, oder er naschte im Hause herum und durchstöberte, bis zum Sonnenuntergange, die Gärten der Nachbarn nach Obst und Vogelnestern. Dann kauerte er, noch ungewaschen und ungekämmt und meist mit zerrissenen Kleidern, auf dem großen Feldsteine vor der Thür seiner Mutter und wartete auf deren Ankunft. Wenn er sie dann gewahr wurde, so merkte er es schon an ihrem Gange, ob sie wieder vom



Die Ameiseninsel.

Magenkrampfe geplagt sei. In diesem nicht seltenen Falle war denn die arme Frau zu keiner Strafpredigt aufgelegt und verrichtete, nur still vor sich hinseufzend, die häuslichen Arbeiten selbst, welche dem faulen Hans vergeblich aufgetragen waren.

So wuchs er, seiner Mutter ein Grämen, Andern ein Ärgerniß, auf und wurde weniger geschätzt, als eine Distel, die doch wenigstens einen Esel erfreuen mag.

Eines Tages war Hans von seiner Mutter nach Ziegenfutter geschickt worden; sie hatte ihm ein großes Butterbrot und Birnen genug dazu mitgegeben. Die Sonne brannte aber sehr heiß. Als er nun auf dem Felde an eine ihm wohlbekannte, alte Weide kam, worin sich auf dem faulen Holz ein gemächliches Plätzchen befand, da kletterte er alsbald hinein und machte es sich bequem, um recht behaglich seinen Mundvorrath zu verzehren: Danach fiel er, während einige Lüftchen durch die Zweige rauschten, in einen tiefen Schlaf. —

Da däuchte es ihm, als vernähme er tief unter sich ein dumpfes Gemurmel, das immer näher und näher zu ihm heraufstieg. Bald kamen unter einer vorgespreizten Wurzel der Weide mehrere Berggeister hervor. Im Nu hatten sie die Äste des Baumes besetzt und begannen nun, den Hans dergestalt mit goldenen Fädchen zu umspinnen, daß er sich nach wenigen Augenblicken in einem der Raupenpuppe ähnlichen Gehäuse befand. Darin ließen ihn die Gnomen durch ihren dunkeln Schacht in eine unermeßliche Tiefe hinab. Dem armen Hans däuchte, er werde lebendig begraben; auch ging ihm vor ängstlicher Beklemmung fast der Athem aus. Endlich schöpfte er freiere Luft; er fühlte sich von einer neuen Atmosphäre angeweht, in welcher liebliche Ambradüfte ihn umwallten. Bald langte er nun auf einer kleinen Insel an und wurde auf eine mit blühendem Rosen- und Jasmingesträuch umschlossenen Anhöhe derselben ausgesetzt. Diese war mit hohem Moose bewachsen.

Hans streckte sich darauf hin und überblickte gähnend dies seltsame Eiland. Da wurde er inmitten desselben eine unzählige Menge Ameisenhaufen von nie gesehener Größe gewahr. Das darin hausende Völkchen tummelte sich im buntesten Gewirre und verzweigte sich in vielen, unübersehbarlangen Heereszügen über die ganze Insel hin.

Indem Hans mit mitleidigem Lächeln dem Treiben der geschäftigen Thiere zusah, rollte ein zierlicher Wagen, von sechs riesigen Hirschkäfern gezogen, heran. Derselbe sah wie eine große, schöne Seemuschel aus. An seiner aus Fischgräten gemachten Brüstung stand eine Harfe, daneben saß eine silberglänzende Spinne, die griff kunstvoll in die goldenen Saiten; dadurch regierte sie das gehörnte Gespann.

In diesem Muschelwagen saß ein gar wundersames Männlein, das hielt in seiner Rechten ein elfenbeinernes Scepter, worauf eine goldene Ameise schwebte. Auf dem von greisen Locken umwallten Haupte aber trug es eine mit Perlen besetzte, große Bienenzelle. Dies Männlein war der Inselfürst.

Er ließ vor Hans den Wagen halten und berührte mit seinem Scepter die Erde. Auf der Stelle wuchs ein marmorirter Pilz empor; im Nu stand er da, groß und fest wie ein Tisch.

Nun überreichte der Inselfürst dem Hans ein Stäbchen und sprach zu ihm: „Sei mir, Hänschen, auf der Ameiseninsel willkommen! doch wisse: du bekömmst hier nicht eher zu essen, bevor du nicht gearbeitet und dies Stäbchen mit deinem Schweiße benetzt hast. Ist das aber geschehen, so wird man, sobald du damit diesen Tisch berührst, dir Brot auftragen. In demselben wirst du zu bestimmter Zeit einen Edelstein finden, und dann werden wir uns wiedersehen."

Nach diesen Worten griff die Spinne in die Saiten, das Sechsgespann galoppirte davon und Hans war allein. Er konnte sich lange nicht von seinem Staunen erholen, dann dachte er: „Hm, das Männ-

lein ist wunderlich! um Brot und wohl gar trockenes Brot zu essen, sollte ich mich bis zum Schweiße quälen? Das ist ein großer Irrthum! Ich will sehen, wie lange es mir auf dieser Zwerginsel gefällt, und dann wird sie doch nicht so vernagelt sein, daß ich nicht wieder zu meiner Mutter kommen sollte."

Danach streckte er sich wieder in das Moos. Doch Entsetzen! Tausende und wieder Tausende der Ameisen drangen auf ihn ein; in wenigen Augenblicken hatten sie ihn über und über bedeckt. Das zwickte und zwackte, das kniff und biß und beizte mit solchem Ungestüm, daß Hans darüber fast von Sinnen kam. Mit ungewohnter Hast sprang er von seinem Lager auf und suchte sich der eindringlichen Thiere zu entledigen. Vergebliches Bemühen! Zwar krümmten sich die abgeschlagenen Feinde zu Schocken am Boden, aber alsbald besetzten andere ihre Stellen und stifteten mit brennendem Eifer manches purpurrothe Denkmal. Hans lief wie ein Rasender umher, und schrie und weinte zum Erbarmen. Erst nach und nach verloren sich die bissigen Gesellen und ließen ihm Muße, sich nach einem sicheren Ruheplätzchen umzusehen; doch wohin er sich auch wandte, überall hatten die Ameisen ihr Regiment. Hans gerieth darüber in tiefen Mißmuth. Mit beklommenem Herzen umlief er rings das Gestade, um irgend eine Ausflucht zu entdecken, aber o Schrecken! allwärts bäumten die Meereswellen sich als seine Hüter auf. Da rang er verzweifelnd die Hände und betheuerte laut dem Geschicke, daß er sich bessern wolle, wenn er nur befreit und zu seiner Mutter zurückgeführt würde. Doch nur das Meer gab auf dies Gelübde grollend Antwort und wechselte an der Küste seine phantastischen Schaumgebilde.

Hans versank in ein trübes Hinsinnen. Endlich fiel es ihm ein, daß das Männlein gesagt, wenn er mit dem Stäbchen den Tisch berühre, dann würde man ihm Brot auftragen. „Du willst doch sehen, wer das thun wird," dachte er, „vielleicht, daß du dadurch einem Aus-

wege auf die Spur kömmst.“ Gedacht, gethan; doch wie oft er auch den Tisch mit dem Stabe anrührte, ja, wie ungestüm er auch aufschlug, es ließ sich Niemand sehen. Schon wollte er das Männlein einen alten Lügner schelten, da besann er sich erst, daß er das Stäbchen mit seinem Arbeitsschweiße benetzen müsse. Er stand wie vom Blitze getroffen. „So will ich mich denn in das Unabänderliche fügen,“ hob er nach langem; dumpfen Hinstarren an, „ich will mich anstrengen, um von dieser Plagestätte sobald als möglich hinwegzukommen.“ „Doch,“ fuhr er fort, „was für eine Arbeit soll ich vornehmen? Hier sind weder Schoten zu pflücken, noch Sperlinge aus den Kirschen zu jagen! Meine Mutter sagte mir doch immer: „Hans, trage Holz in die Küche! spalte Kien! stopfe deine Strümpfe! lerne einen Spruch! oder was es gerade war.“ Hier aber, scheint es, soll ich die Arbeit gar erst aufsuchen. Nun, ich muß sehn.“

Und er bemerkte eine junge Tanne, von deren Wurzeln hatten die überschäumenden Wellen die Erde so weit abgespült, daß das Bäumchen dem Umsinken nahe war. „Die muß ich retten!“ rief Hans. Sogleich fing er an, mit einer großen Muschel Erde aufzuschaufeln und auf die Wurzeln des Baumes zu schütten, immer mehr und mehr, bis sie über und über bedeckt waren. Dann richtete er die Tanne gerade und trat die Erde herum fest. Das machte ihm große Freude, und um den Baum noch mehr zu sichern, holte er Steine und Rasen herbei und machte daraus einen schützenden Wall um denselben. Dabei hatte er sich so angestrengt, daß ihm große Schweißtropfen von der Stirne rannen. Sie erinnerten ihn an das Stäbchen; er benetzte es damit und lief dann, von Neugier, aber auch vom Hunger getrieben, an den Tisch, welchen er nun mit dem Stabe berührte.

Wie ein Kind am Weihnachtsmorgen der Bescherung harrt, ja mit verhaltenem Athem wartete Hans in großer Spannung der Dinge, die da kommen würden. „Mein Wirth,“ gedachte er, „wird doch kein

Schmalhans sein! Schlackwurst mit Kuchen, oder Rosinenfleisch mit Klößen dürfte das Geringste sein; und bedienen will ich mich lassen, wie unser Edelmann! Aufgepaßt! vorgelegt! werd' ich sagen. „Zu Befehl, gnädiger, junger Herr! wird es dann heißen, und mit tiefen Verbeugungen wird man" —

Da kamen vier Eichhörnchen dahergeschritten, die brachten auf einer Baumrinde ein aus Hasel- und Buchnüssen bereitetes und an der Sonne gebackenes Brot, groß genug zu einer Mahlzeit; das legten sie mit zierlichem Anstand auf den Pilztisch; dann sprangen sie hurtig wieder davon.

Hans mochte kaum seinen Augen trauen. Dennoch war dies Wunder weit unter seinen Erwartungen; und das Brot wollte ihm gar nicht behagen. Doch er mußte sich daran genügen lassen, und ein Koch, der Hunger, nöthigte ihn so dringend, anzubeißen, daß er nicht lange widerstehen konnte. Und siehe da, das Brot schmeckte ihm so schön, wie ein Mandelkuchen. Er verzehrte es bis auf den letzten Brocken. Dann legte er sich, von Müdigkeit überwältigt, auf das Mooslager nieder, und die Ameisen kamen jetzt nicht herbei, denn in dem Jasmingesträuch stand eine Blume, die öffnete sich bei der Abenddämmerung und verbreitete dann einen eigenthümlichen Geruch, den diese Insekten nicht ertragen konnten. Sobald aber die Morgenröthe anbrach, schloß sie sich wieder; dann halfen die Ameisen dem Hans auf die Beine und um zu essen, mußte er wieder an die Arbeit gehen.

So waren ihm, schnell und unvermerkt, drei Tage fast verflossen. In dieser Zeit hatte er einen Sumpf, worin Schierling, Hahnenfuß, Froschlöffel und andere Giftgewächse wucherten, mittelst seiner Muschel und eines Weidenkorbes, den er sich dazu angefertigt, mit Erde zugetragen. Danach hatte er in einem Eichenwäldchen viele Körbe voll Eicheln gesammelt und dieselben in den zubereiteten Boden gelegt. Um

das Revier hatte er dann noch ein Gehege von Weidenstecklingen angepflanzt.

Diese mit Anstrengung ausgeführte Arbeit war ihm zwar anfangs herzlich sauer geworden, doch als eine selbstgewählte fesselte sie ihn mit eigenthümlichem Reiz. Jeweiter sie gedieh, jemehr erhöhte sie seine Freude. Als er sein Werk der Vollendung nahe sah, klopfte er sich vergnügt in die Hände, und Nichts hätte ihn vermocht, von der letzten Ausführung desselben abzustehen. Eben hatte die Sonne, zum dritten Male, so lange Hans hier weilte, ihren hohen Bogen über die Insel beschrieben und schickte sich an, ihr rosiges Punktum zu setzen, da pflanzte auch er die letzten Stecklinge; seine Anlage war fertig. Noch einmal überblickte er sie mit freudetrunkenen Mienen. Schon sah er im Geiste sich den majestätischen Wald erheben. Es däuchte ihm, als sähe er schon die Abendröthe durch ihn hinstreifen, als höre er schon die Lüfte durch seine Wipfel rauschen.

Noch war er mit diesen Vorstellungen beschäftigt, als er, das ihm von den Eichhörnchen in gewohnter Weise überbrachte Nußbrot verzehrend, in demselben zu seiner großen Freude den verheißenen Edelstein — einen Diamant — entdeckte. Wohlgefällig betrachtete er ihn als das Unterpfand seiner Befreiung. Schon glaubte er seine Retter daherschreiten zu sehen; doch es waren nur der Tannen riesige Schatten, welche als die Vertrauten der Nacht gespenstig sich ihm näherten. Den armen Hans überfiel ein heimliches Grauen. Unter bangen Zweifeln und innern Vorwürfen drangen die Schrecken der Einsamkeit auf ihn ein. Er gedachte an seine Mutter, an ihre aufopfernde Liebe, an seinen garstigen Undank, und, von schmerzlichen Gefühlen überwältigt, brach er in einen Strom von heißen Thränen aus.

Da ertönten in der Ferne die bekannten Harfenklänge; wenige Augenblicke darauf stieg der Inselfürst aus dem Muschelwagen. Freundlich klopfte er Hans auf die Schulter und sprach: „Sei getrost, bald sollst

du wieder bei deiner Mutter sein! Du hast nun zu einem thätigen Leben den Anfang gemacht; beharre in deiner Besserung, denn wisse: zu meinem Reiche gehören, außer dieser Ameiseninsel, noch viel andere, worauf Hornisse, Skorpionen, Taranteln und andere Insekten meine Befehle ausführen. Auf eine dieser Inseln wirst du versetzt, sobald die ersten Seufzer über deine Trägheit wieder zu mir dringen sollten. Damit dies aber um so weniger geschehe, so bewahre den dir anvertrauten Diamanten als ein Wahrzeichen deines hier abgelegten Gelübdes und als ein mahnendes Sinnbild für die Festigkeit guter Vorsätze; dann wird er dir ein Mittel werden, dich selbst zu veredeln und du wirst immer mehr und mehr erkennen, daß wahrer Fleiß, wie jede Tugend, sich selbst belohnt."

Nach diesen Worten gab der Fürst wieder ein Zeichen; darauf griff die Spinne in die Saiten: ein wundervoller Akkord hallte durch die Lüfte. Flugs senkten die Gnomen das bekannte, goldene Gespinnst wieder herab und führten Hans darin wohlbehalten in die alte Weide zurück.

Fürchterlich krachten jetzt, folgend dem blendenden Zickzack, dumpfe, schwere Donnerschläge.

Hans fuhr mit Schrecken auf. Er rieb die Augen und besann sich — daß er geschlafen habe.

Die ganze Geschichte von der Ameiseninsel war — eine von der gewitterschwülen Luft erzeugte Vorstellung seiner Seele gewesen. Doch ein glänzendes Steinchen, das vielleicht einst ein loser Vogel hergetragen haben mochte, sah er wirklich auf dem faulen Holze liegen. Er steckte es ein, und da das Gewitter heranzog, so stieg er sogleich aus dem Baume, raffte schnell etwas Futter zusammen und eilte dem heimischen Obdache zu.

Seine Mutter hatte sich schon besorgt nach ihm umgeschaut, und war hocherfreut, als sie ihn und dazu mit Ziegenfutter kommen sah.

Hans hielt es für gut, ihr zu verschweigen, wie er in der alten Weide geschlafen habe; denn er wußte wohl, wie oft er verwarnt worden war, zumal in hohle Bäume zu klettern, was zur Zeit eines Gewitters ja auch doppelt gefährlich ist. —

Doch zeigte er ihr den gefundenen Stein. Beide bewunderten seinen außerordentlichen Glanz und seine seltsame Gestalt, aber seinen hohen Werth kannten sie nicht. Er wurde in einem Glaskästchen aufbewahrt.

So oft ihn Hans daselbst erblickte, wurde in ihm die Erinnerung an die Ameiseninsel lebhaft. „Du siehst," sprach er dann zu sich selbst, „wie der Gram über dich am Leben deiner guten Mutter nagt; alt und kränklich ist sie ohnedies. Wie, wenn du nun, vielleicht bald, so am Rande ihres Grabes ständest, wie auf der Ameiseninsel am Meergestade, und könntest sie nimmer errufen und kämest bei harten Zeiten zu harten Leuten: Hans, Hans, wie schrecklich würde das sein!" Dieser Gedanke lag ihm dann wie ein schwerer Stein auf dem Herzen und preßte endlich den besonnenen, festen Entschluß ihm aus, nun ein fleißiger Knabe, ein brauchbarer Mensch zu werden. Oft rief er Gott mit allem Ernst um Kraft dazu an, und so gelang es ihm, seine Trägheit zu überwinden und nach und nach die Arbeit lieb zu gewinnen.

Jetzt sah man ihn nie mehr sich umhertreiben; aufgefordert oder nicht, verrichtete er alle im Hauswesen vorkommenden Arbeiten sorgsam und ausführlich; die übrige Zeit benutzte er eifrig, um irgend etwas Nützliches zu lernen und zu üben. Wenn nun seine Mutter Abends nach Hause kam, und, nachdem sie Alles besorgt und in Ordnung gefunden, ihm die Wangen streichelte und ihn ihr liebes Hänschen nannte, dann verklärte sich sein Antlitz in stiller Freude, und ihm wurde unbeschreiblich wohl um's Herz.

Indessen war es der Mutter immer noch ein Räthsel, welch' ein Umstand diese glückliche Veränderung ihres Sohnes veranlaßt habe;

denn erst an ihrem nahe bevorstehenden Geburtstage — so hatte Hans es sich vorgenommen — wollte er der Mutter seinen Traum erzählen und ihr zugleich, als einen faßlichen Erfolg desselben, einen zierlichen Weidenkorb schenken, den selbst anzufertigen er bereits begonnen hatte.

Mit dieser Arbeit beschäftigt, saß Hans — es war wohl ein Jahr nach jenem Vorfalle — eines schönen Sommerabends einmal wieder auf dem großen Feldsteine, vor seiner Mutter Thür. Viele Kinder seines Alters, auch der Sohn des Ortsedelmannes, hatten sich um ihn versammelt. Sie sahen ihm aufmerksam zu und fragten ihn, wo er das Korbflechten eigentlich erlernt habe. Da sagte er: „Diese Fertigkeit habe ich mir durch Absehen und Übung angeeignet; das Arbeiten überhaupt, setzte er lächelnd hinzu, habe ich aber auf der Ameiseninsel gelernt." Die Kinder sahen ihn wegen der Ameiseninsel bedenklich an und bestürmten ihn so sehr mit Fragen, daß er sein halb entschlüpftes Geheimniß gänzlich brechen und ihnen seine Traumgeschichte zum Besten geben mußte. Auch den Stein mußte er ihnen zeigen, den sie dann nicht genug bewundern konnten.

Bei dieser Gelegenheit war denn auch der Mutter die Sache verrathen, ja, am andern Tage war sie mit allen Umständen im ganzen Orte und selbst dem Edelmanne bekannt geworden. Derselbe hatte hoch aufgehorcht und sich den Stein zu wiederholten Malen beschreiben lassen, denn ihm war, vor schon langer Zeit, ein eben so gestalteter Edelstein verloren gegangen, worüber er sich um so weniger beruhigen konnte, da er ihn als ein geschichtliches Denkmal von seinen Ahnen überkommen hatte.

Sogleich ließ er Hans, samt dessen Mutter, auf das Schloß entbieten und sich von ihnen den Stein vorzeigen. Seine hoffnungsvolle Vermuthnng wurde bestättigt: Der kostbare Diamant war das Erbstück dieser adeligen Familie. Der Edelmann war hoch erfreut. Hans mußte ihm noch einmal mit aller Ausführlichkeit erzählen, wie er in den Besitz

dieses Kleinodes gelangt sei. Danach wurde es vermittelt, daß der Finder den Edelstein gegen eine angemessene Belohnung seinem rechtmäßigen Besitzer zurückgeben mußte.

Der Edelmann nahm sich nun des Knaben, wie auch dessen Mutter, mit treuer Fürsorge an. Er ließ ihn sorgfältig für die Landwirthschaft ausbilden, und später machte er ihn zu seinem Pächter.

So wurde Hans ein Vorbild rastloser, geregelter Thätigkeit, ein redlicher, braver Mann. Oft gedachte er noch mit Beschämung und Wehmuth der verlorenen Jugendjahre. Dann pflegte er zu sagen: „Die unbenutzte Jugendzeit gleicht einem Sumpfe, worin allerlei Giftkraut wuchert, aber dem thätigen Leben erwächst für jede Tugend eine Stütze und jederzeit grünt ihm ein Nahrungszweig!"

Über der Thür des Pächterhauses ließ er aber einen Marmorstein einfügen, der sah aus wie ein Brot, und darauf stand die goldene Inschrift:

„So Jemand nicht arbeiten will,
der soll auch nicht essen."

Und wenn ein Büblein oder Mägdlein des Ortes müßig ging, so drohte man ihm mit der Ameiseninsel, dann ward's fleißig.

Gedichte von Wilhelm Typke.

Hasenbrot.

Vater war vom Wald gekommen;
Für die Kinderchen zum Spiel
Hatt' er Manches mitgenommen;
Seiner Kleinen waren viel.

Und die Kindlein all' zu Haufen,
Als erschöll des Vaters Tritt,
Flugs entgegen ihm gelaufen,
Fragten: „Bringst du uns was mit?"

Sieh, da giebt es Tannenzäpfchen,
Steinchen, Federn, bunt und zart,
Und so viele Eichelnäpfchen,
Einzeln, oder auch gepaart.

Und viel' and're schöne Sachen,
Die des Kindes Phantasie
Weiß zum Spiel geschickt zu machen;
Kindersinn genügen sie.

Doch noch eins fehlt diesen Gaben,
Die der Vater mitgebracht.
„Nun, was wollt' ihr weiter haben?"
Ruft die Mutter drin und lacht.

Denn ein kleiner Krauskopf schleichet
Um des Vaters Taschen her,
Hebt sie auf und lallt: „mir däuchet,
Diese Tasche sei noch schwer!"

„Richtig! hätt' es bald vergessen;
Sieh', du hilfst mir aus der Noth;
Hab' für euch noch was zu essen:
Delikates Hasenbrot!"

„Hasenbrot! o welche Freude!
Mutter! bring' das Messer her,
Theil' es aus, o schneide, schneide
Recht, daß Kein's ausgehe leer!"

„Und wo hast du's herbekommen?"
Fragt ein blondes Mädchen drauf.
„Hab's aus Häschens genommen,
Das entfloh in schnellem Lauf."

Ha! wie trefflich schmeckt es Allen,
Und von jedem Argwohn frei,
Ist noch Keinem eingefallen,
Daß es Brot, wie andres, sei.

Abendgesang.

Der Abend ist hergekommen
Voll Ruhe, so still und hehr;
Das Gold ist im Westen verglommen,
Es singet kein Vöglein mehr.

Doch goldne Sterne wandern
Schon die gewohnte Bahn;
Sie zünden, eins nach dem andern,
Das schimmernde Kerzlein an.

Der Mond auch ist aufgegangen,
Beschaut sich so freundlich die Welt,
Und hat mein geheimstes Verlangen,
Mein Herz zufrieden gestellt.

So will ich gen Himmel schauen
Und ruhig dann schlafen gehn;
Wohl werd' ich aus nächtlichem Grauen
Zum schöneren Morgen erstehn.

Die Namen der Blumen.

Von E. J. Reimann.

Ich will nicht annehmen, daß die freundlichen Leser und Leserinnen dieses Buches zu denjenigen gehören sollten, die keine Pflanze, keinen Vogel, keinen Schmetterling oder Käfer kennen, oder auch nur beim Namen zu nennen wissen; denn sonst würde ich es nicht wagen, sie mit meinen Bemerkungen über die Namen der Blumen unterhalten zu wollen. Im Gegentheil: die meisten unsrer jungen Freunde haben wohl schon viele Pflanzen betrachtet, nach ihren Namen gefragt, und diese oder jene Blume freundlich gehegt und gepflegt; und so brauche ich sie nicht mit etwas ganz Neuem bekannt zu machen, sondern sie nur an Dieses und Jenes, was sie hier oder da gehört, im Zusammenhange zu erinnern.

Eine Blume, die sich aus dem dunkeln Grün des Waldes erhebt, erscheint uns wie ein treues, liebes Auge, das uns mit der Neugier und Lieblichkeit eines Rothkehlchens ansieht. Ein Pflänzchen, das wir uns auf dem Fenster ziehen, ist ein kleiner, dankbarer Freund, der die tägliche Gabe frischen Wassers durch lustiges Grünen und rosiges Blühen

lächelnd belohnt. Und sieht dich nicht eine starke Eiche wie ein Riese der Vorzeit, eine Weide am Bache wie ein alter Mann an, der von uns Schonung und Theilnahme verlangt? Dieses Leben der Pflanzen, das euch gewiß schon oft zu dem Ausrufe bewogen hat: „Wie schade!" wenn ihr saht, wie Jemand mit rauhen Händen zarte Blumen schonungslos abriß; diese kleine Seele, die jedes Pflänzchen zu haben scheint, ist es, was vielen Pflanzen die schönen Namen gegeben hat, von denen ich euch eben sprechen wollte.

„Jedes neue Blatt, jede frische Blume (sagt Hardenberg) ist für den Menschen wie ein Geheimniß, das sich hervordrängt, und das, weil es sich vor Liebe und Lust nicht bewegen und nicht zu Worte kommen kann, eine stumme, ruhige Pflanze wird." Findet man in der Einsamkeit eine solche neue Blume, ist es da nicht, als wäre Alles umher verklärt, als hielten sich die kleinen befiederten Sänger am liebsten in ihrer Nähe auf. Über die ganze, trockene Welt ist dieser grüne, geheimnißvolle und freundliche Teppich gezogen. Mit jedem Frühjahre wird er erneuert, und seine seltsame Schrift ist zwar für Jeden lesbar, aber doch nur dann, wenn er mit reinem Gemüthe herantritt. Immer wird er lesen, und sich nicht satt lesen und täglich neue Bedeutungen gewahr werden. Ein Thautropfen, der in's dürre Laub herunterfällt, ein Gänseblümchen, das sich dem Morgenrothe öffnet, eine rothe oder blaue Beere, die wie eine Perle aus dem Grün hervorblickt, hat für ihn eben so eine besondere Sprache, wie der ragende Baum, den der Wind durchsaust, oder der Bach, der über Felsgestein dahinplätschert.

Es geht den Blumen mit ihren Namen, wie manchen Menschen. Wie diese mit bestimmten Tauf- und Familiennamen in den Kirchenregistern eingeschrieben sind, so haben zwar auch die Pflanzen ihre festen und gewissen lateinischen Namen, mit denen man sie eben so wohl in Amerika, als in Europa und Ostindien bezeichnet: aber wie mancher

Mensch von Eltern, Lehrern, Schulkameraden, Freunden und Bekannten noch manchen freundlichen Beinamen erhält, so geht es auch mit Bäumen und Blumen, die in verschiedenen Ländern leben und deren Gesicht, wenn man so sagen darf, mancherlei Gedanken hervorruft und mit mancherlei Namen genannt werden kann. Das dreifarbige Veilchen heißt bei uns Stiefmütterchen, in Frankreich nennt man es Pensée (Gedenkemein,) ein Name, den wir dem Vergißmeinnicht geben. Das Frauenmäntelchen muß sich von den Einen den Namen Gänse- oder Löwenfuß gefallen lassen, während Andere es mit dem schönen Worte Sinnau bezeichnen. Und was die Botaniker Acker-Ochsenzunge nennen, hat man im Scherz, seiner gebogenen Blumenröhre wegen, auch Krummhals und nach seinem freundlich blauen Blüthen Liebstöckel genannt.

Ich könnte euch an die Bedeutung vieler Blumen und Bäume im Alterthume erinnern und von der Rose und Myrthe, dem Lorbeer und der Eiche Mancherlei erzählen, wenn nicht die deutschen Blumennamen schon Schönes genug enthielten. Aber auch an ihnen sehen wir, wie lebhaft eine gemüthliche und phantasieanregende Naturbetrachtung bei unsern Vorfahren gewesen ist. Daß viele Pflanzennamen von Blüthe, Standort, Fruchtgestalt und andern äußern Eigenschaften der Pflanze abgeleitet sind, ist natürlich; aber eine Anzahl von Pflanzennamen beweiset auch einen mehr märchenhaften oder dichterischen Ursprung. Zu jenen, die mehr nach der äußern Erscheinung der Pflanze an sich gebildet sind, würden z. B. gehören: Frauenmantel, Natterkopf, Fingerkraut, Fuchsschwanz, Hungerblümchen, Storchschnabel, Wicke, Fingerhut, Glockenblume, Zeitlose, Nachtviole, Blutströpflein, Nachtschatten, Sinngrün, Sonnenthau, Schneeglöckchen, Springauf, Salomonssiegel, Blutauge, Lichtnelke, Rittersporn, Hahnenfuß, Teufelsbart, Tag und Nacht, Pfennigkraut, Hirtentasche, Sieben- und

siebzig-Löcher-Kraut u. a. Zu denjenigen dagegen, deren Bedeutung eine mehr innerliche oder geheimnißvolle ist, würden wir rechnen können: Waldmeisterlein, Klatschrose, Vergißmeinnicht, Gretchen im Grünen, Liebstöckel, Stiefmütterchen, Mannstreu, Ehrenpreis, Gnadenkraut, Hexenkraut, Teufels-Abbiß, Himmelsschlüssel, Andromeda, Augentrost, Heuhechel oder Weiberkrieg, Unsterbliche, Goldruthe oder St. Petersstab, Wohlverleih, Maaßliebchen und viele andere. Der Leser sieht, daß zwischen beiden Abtheilungen keine scharfe Grenze gezogen werden kann; auch wird er gewiß die meisten dieser Namen sich ohne Mühe selbst erklären. Doch will ich über ein Paar solcher Namen noch einige Worte hinzufügen. Die Knabenkräuter, deren Wurzeln in morgenländischen Gegenden eine gute Nahrung, besonders für Kinder liefern, heißen bei uns auch Kukkuksblumen, weil sie ungefähr in der Zeit blühen, wann der Kukkuk seine Stimme am häufigsten hören läßt. Ihr werdet gesehen haben, daß man an den Wurzeln immer eine vor- und eine diesjährige zugleich sieht, von denen die erstere welk, die letztere frisch ist. Dieses und die bei vielen Arten vorkommende Handform derselben ist Veranlassung geworden, die Wurzeln Gotteshand und Teufelshand zu nennen. Die Deckblätter des gewöhnlichen Kuhweizens sind blau, während die Blüthe gelb, später röthlich gefärbt ist; daher heißt diese hübsche Pflanze auch Tag und Nacht. Eine Gänsefußart, die häufig im Getreide, an Flußrändern, überhaupt als Unkraut wächst, hat auf ihren Blättern in der Mitte einen dunkeln Fleck, als ob Jemand mit den Fingern das Blatt stark berührt habe; davon hat sie den schönen Namen Mariengreif. Wenn ich eine Pflanze erwähnen will, die wir nicht zu den Blumen zählen, so darf ich z. B. nur die Flachsseide nennen, die wegen ihrer Schädlichkeit für den Flachs auch mit dem Namen Teufelszwirn belegt wird. Das Gänseblümchen hat hier und da den Namen Maaßliebe, weil es zu einem kleinen

Scherzspiele gebraucht wird, wobei die Randblättchen ausgezupft und abgezählt werden. Tausendschönchen heißt es von seiner Niedlichkeit und der großen Anzahl, in der man es findet; in einigen Gegenden wird es auch Marienblümchen genannt.

Noch bezeichnender und sinniger sind aber die Blumennamen im Orient, und das Morgenland ist darum auch die Heimath der Blumensprache, oder der Kunst, durch natürliche, nach einer geheimen Bedeutung gewählte und geordnete Blumen Gedanken und Empfindungen auszudrücken und andere mitzutheilen. Sie hat insbesondere den Damen der Palläste in ihrer Einsamkeit zur Unterhaltung gedient. Die Blumensprache der Orientalen gründet sich übrigens fast ausschließlich auf die Namen der Blumen, während bei uns die Bedeutung derselben noch aus vielen andern, meist sehr zufälligen oder eingebildeten Eigenschaften der Blumen hergenommen ist, was zu vielen Abgeschmacktheiten geführt hat, welche die Blumensprache um ihre Gemüthlichkeit gebracht haben. Bei der Anordnung der Blumen hat besonders die Lage Bedeutung. Die umgekehrte Stellung bedeutet das Gegentheil des ursprünglichen Sinnes, z. B. Goldlack, abwärts gekehrt, bedeutet Unglück. Es sind verhältnißmäßig nur wenige Begriffe, für deren Bezeichnung man in Deutschland so ziemlich überall dieselben Blumen wählen wird. Vielleicht wird es dem Leser angenehm sein, hier eine Reihe solcher zu finden, deren Bezeichnung so ziemlich feststeht:

Abend — Mohnblume.
Abscheu — Stapelia.
Ärger — Leberblümchen.
Alter — Moos oder dürrer Zweig.
Andenken — Vergißmeinnicht.
Anhänglichkeit — Klette.
Anmuth — Tausendschön.

Armuth — leere Ähre oder Hellerkraut.
Aufrichtigkeit — Schlüsselblume.
Beleidigung — Stachelbeere.
Beruhigung — Kamille.
Bescheidenheit — Veilchen.
Beständigkeit — Papier- oder Strohblume.
Bosheit — Brennessel.
Dummheit — Gänsefuß.
Ehre — Rittersporn.
Furcht — Espe.
Glück — Goldlack.
Himmel — Kornblume.
Hochzeit — Myrthe.
Hoffnung — Immergrün.
Klugheit — Fuchsschwanz.
Krankheit — Hollunderblüthe.
Kummer — Aster.
Leiden — Sauerklee.
Liebe — rothe Nelke oder Rosenknospe.
Lieblosigkeit — Stiefmütterchen.
Ruhm — Lorbeerzweig.
Sieg — Palmenzweig.
Stärke — Eiche.
Thränen — Rosmarin.
Tod — Cypresse.
Unschuld — weiße Lilie.
Wiedersehen — Immortelle.

Nun noch ein Paar kleine Blumengeschichten, die uns die Bedeutung einiger Namen schön und sinnig erklären.

Es ist eine gewöhnliche Rede, daß eine Stiefmutter hart und böse sei und ihre eigenen Kinder wenigstens den Stiefkindern immer vorziehe. Obgleich sich nun schon vielmal gezeigt hat, daß dies durchaus nicht immer so ist, so wird es doch oft geglaubt. So ist es nun in der That auch bei dem dreifarbigen- oder Ackerveilchen (Viola tricolor.) Das große Blatt ist die Mutter, die mittleren beiden sind ihre rechten Kinder, die beiden andern die Stiefkinder. Die Mutter ist sehr vornehm, putzt sich gewöhnlich mit einem gelb und blauen Fleck, der wie eine Sonne aussieht, und sitzt auf zwei Stühlen (zwei Kelchblättchen.) Die beiden rechten Kinder sitzen jedes auf einem Stuhl und sind auch ziemlich bunt. Die beiden Stiefkinder aber müssen draußen am Rande im Winde sitzen und haben nur Einen Stuhl zusammen; auch ist ihr Kleid sehr einfach. Jedoch wird die böse Stiefmutter von der guten Natur oft gestraft, indem sie die zurückgesetzten Kinder nicht selten viel schöner und größer macht, als die eingebildeten Töchterchen, die neben der Mutter sitzen.

Als der liebe Gott den Blumen ihre Namen gegeben hatte, kam ein kleines, blaues Blümchen noch einmal zurück und sagte sehr schüchtern: „Ich habe meinen Namen vergessen.“ Da sagte Gott: „Wenn du deinen Namen vergessen hast, so vergiß nur wenigstens mein nicht!“ Aber das Blümchen schämte sich noch mehr und verbarg sich an den Wiesen und Waldbächen, von wo wir es zu schönen und langedauernden Kränzen holen. Und wenn Freundschaft und reine Liebe es bricht, dann lispelt es bedeutungsvoll: „Vergißmeinnicht!“

Es sei genug hiermit. Aber wenn ich euch an die Moosrose, an die Johannesbeere, die Hyazinthe, die Rosenknospe, die Tulpe, das Veilchen, die Lilie und die Aster erinnere, so werden euch Erzählungen ähnlicher Art in's Gedächtniß kommen, und wenn ihr euch mit den Namen der Blumen überhaupt freundlich beschäftigt, wird euch jedes Pflänzchen inniger ansprechen. Kennt ihr ja doch Alle das kleine Lied, in dem es heißt:

Im Schatten sah' ich ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön —

und hegt eine ähnliche Liebe und Schonung gegen die Kinder der Flora, wie der große Dichter dieses Liedchens sie hegte.

Rückkehr zur Heimath.

Von A. R.

Du nahest jetzt, o freudenreiche Stunde,
Und bringst des Wiedersehens Wonne mir,
Du heilest meines bangen Herzens Wunde,
Statt Thränen reichest du Entzücken mir!

Die blauen Berge und die grünen Hügel,
Die Blumenmatten und der klare See,
Sie heben nur noch meiner Sehnsucht Flügel,
Das Herz erfüllt ein freudig süßes Weh'.

Die schöne Heimath werd' ich wiedersehen
Mit Allem, was als Kind mich einst erfreut';
Schon fühl' ich ihrer Zauberlüfte Wehen,
Umgaukeln mich die goldne Jugendzeit.

Du flötest lieblich, holde Philomele,
Du rufst, du bringst der Liebe Grüße mir.
„Wohlan!" ruf' ich aus tiefbewegter Seele,
„Ich folg' und trenne mich nie mehr von dir."

Das Buch zur Hand.

Von J. F. Rohdmann.

Hans wußte, was er wollte,
Wenn er im Webstuhl blieb.
Und wollte, was er sollte,
Wenn sein Geschäft ihn trieb.
Er sagte dann: „Verricht' es,
Denn Fleiß thut immer noth!
Im Schweiß des Angesichtes
Erwirbt man täglich Brot."

So bracht' er ohne Klage,
Bei rosenfarb'nem Sinn,
Die sauern Werkeltage
Mit vielem Knickern hin.
Stand aber im Kalender
Ein rother Feiertag,
Dann war er ein Verschwender,
Wie's Keinen geben mag.

Wenn so zuletzt verflossen
Das liebe, lange Jahr,
Bemerkt' er, stark verdrossen,
Daß Nichts erübrigt war.
Er sah dann freilich immer:
Verwenden ist sehr leicht!
Er sah — das war noch schlimmer:
Nicht hat's ein Mal gereicht!

Es macht' ihm schwere Sorgen,
Wenn er die Kreide nahm,
Und „Subtrahirt mit Borgen"
In seine Rechnung kam.
Er faltete die Hände,
Besann sich, forschte sehr:
„Wo blieb das Geld am Ende?"
Doch half kein Forschen mehr.

Er wurde karg und kärger
Und scheute jede Ruh'.
Doch fand er's jährlich ärger
Und setzte immer zu.
Stets brummten seine Bären,
Und oft im gröbsten Ton,
Als ob sie wüthend wären
Und einer fräß' ihn schon.

Zum Besten seiner Freunde
Der hart Bedrängte spricht:
„Wie schlag' ich diese Feinde?
Sie füttern hilft ja nicht!

Wie komm' ich aus den Zähnen
Und aus den Tatzen los?
Fast klag' ich's unter Thränen:
Die Noth ist gar zu groß!"

Und von dem Freunde hört er:
„Ihr nahmt kein Buch zur Hand,
Da so euch ungestörter
Die liebe Zeit verschwand.
Nicht kommt ihr so zum Ziele;
Schau't alle Tag' in's Buch!
Das rettete schon Viele
Vom Bärenbeißerfluch."

„Was ihr da sagt!" erwidert
Ihm Jener, „hilft mir Das?
Wir lebten so verbrüdert
Und leerten manches Glas;
Indessen hat man jemals
Euch selbst beim Buch geseh'n?
Was nützt es mir, wenn ehmals
Auch solcher Spaß gescheh'n?"

Der Freund versorgt mit Kreide
Sich unter Lachen frisch,
Und malt zu Hansen's Freude
Fein Alles auf den Tisch.
„Nun werdet ihr's wohl glauben:
Wer jeden Pfennig bucht,
Sich möglichst vor Berauben
Dadurch zu wahren sucht."

„Ach ja!“ rief Hans verwundert,
„Man sieht schon, wie Das wird,
Und wie man sich um Hundert
Im Kopfe leichtlich irrt!
Gebucht sieht man's ausführlich,
Was nimmer trügen kann;
Und schaut es auch natürlich
Zur eig'nen Warnung an!“

„Da seid ihr in der Wahrheit!“
Entgegnet ihm der Freund.
„Verschafft euch solche Klarheit,
So schlagt ihr euern Feind!
Was macht ihr jetzt für Augen,
Blas't beide Backen voll!
Der Wirth muß Etwas taugen,
Wenn's Wirthen fruchten soll.“

Zwei öffentliche Plätze.

Von F. Budke.

Es giebt in Berlin einen Platz, der in Hinsicht auf seine Umgebungen wohl wenige seines Gleichen hat, ich meine den Platz am Opernhause. Ein angenehmes Gefühl der Behaglichkeit und Befriedigung, nicht ohne eine gewisse Beimischung von Stolz, ergreift den Beschauer, zumal den heimischen, wenn er in der Richtung vom Schlosse nach diesem Platze geht, und das Schloß mit seiner schönen Kuppel, die Domkirche, die Museen, den Lustgarten mit dem Springbrunnen und die Schloßbrücke im Rücken habend, zur Rechten das herrlich gebaute Zeughaus erblickt, zur Linken aber den Pallast, worin der friedliebende Friedrich Wilhelm **III**. den größten Theil seines Lebens bis an seinen Tod verlebte, dem gegenüber die Königswache liegt, neben welcher die drei Riesengeschütze und weiter vor die Marmorbildsäulen der Generale Bülow und Scharnhorst stehen, welchen von drüben herüber der tapfere Blücher mit gezogenem Schwerte vom hohen Postamente herab sein weltgeschichtliches „Vorwärts" zuwinkt; und wenn sich dann im Weitergehen dem Auge das schöne Opernhaus, die St. Hedwigskirche und die königliche

Bibliothek, diese drei Schöpfungen des großen, unsterblichen Friedrich zeigen, welcher letztere selbst am Eingange der Linden im herrlichsten Bildwerk von Erz verewigt, ernst sinnend von seinem Pferde herabschaut; — so darf man wohl fragen: „Wo giebt's noch eine Stadt, die auf geringem Raum so viel Schönes aufzuweisen hat?" Und doch ist dies noch nicht einmal Alles; denn zur Linken des Friedrichs-Denkmals erheben sich die Akademie der Künste und die Universität, und zur Rechten der Palast des Prinzen von Preußen — drei schöne Gebäude in zwar einfachem, jedoch edlen Styl. Hinter dem Denkmal aber erstreckt sich die Linden-Allee, und man erblickt am Ende derselben das im griechischen Styl herrlich gebaute Brandenburger Thor mit der ehernen Victoria geschmückt, die auf einem von vier Rossen gezogenen Wagen steht und in ihrer Hand einen Stab mit dem von Lorbeer umwundenen, eisernen Kreuze hält.

Wer sollte wohl an alle dem vorüber wandeln können, ohne den Eindruck hoher Befriedigung zu empfangen, den schöne Gebäude und erhabene Kunstdenkmäler auf jeden empfänglichen Menschen machen! — Wie sie aber alle ihr Dasein dem Frieden verdanken, so haben sie auch immer nur Scenen des Friedens gesehen. Zwar drohte ihnen vor etwa hundert Jahren der Untergang durch russische und vor beinahe vierzig Jahren durch französische Kanonen, welche letztere in den ersten Märztagen des Jahres **1813** in Masse unter den Linden und auf dem Opernhausplatze aufgefahren waren, die Kanoniere mit brennenden Lunten daneben: aber die Gewitter zogen glücklich vorüber, und heiter ward und blieb der Himmel über diesem Theil von Berlin, selbst im verhängnißvollen Jahre **1848**. —

Mit dem frischen Eindruck dieser Schönheiten und mit Vorliebe für meine Vaterstadt, deren Zierde sie sind, besuchte ich Paris, das weltberühmte, auch das neue Babylon, obgleich mit Unrecht genannt; denn wer nur ein Wenig französisch zu parliren vermag, der kommt in

Paris überall durch und findet bei den feinen Franzosen — ich meine hier nicht blos die Vornehmen — die nachsichtigsten Beurtheiler und freundlichsten Bescheidgeber, und man braucht weder englisch, noch italienisch, weder koptisch, noch chaldäisch, oder gar chinesisch zu verstehen, um sich in dem neuen Babylon zurechtzufinden. Darum, ihr jungen und alten Leser! rathe ich euch: macht euch mit der französischen Sprache recht vertraut; ihr glaubt gar nicht, welchen Spaß ihr davon haben und wie lieb ihr sie erst gewinnen werdet, wenn ihr einmal nach Frankreich, oder was dasselbe ist, nach Paris kommt! —

Also ich war da, um zu sehen und zu genießen. Und das war gut, denn mein Stolz legte sich etwas. Was ich erblickte, machte einen ganz neuen, eigenthümlichen Eindruck auf mich; ich ward, so zu sagen, überwältigt von dem Massenhaften, was Paris überall darbietet. Da sind z. B. die Boulevards, die, obgleich ein Dutzend verschiedener Namen führend, doch nur eine einzige, breite Straße bilden, meist breiter, als die breite Straße und länger, als die Friedrichsstraße in Berlin, wo euch ein jeder Pflasterstein, hätte er die Gabe der Rede, abwechselnd mit blutigen und heiteren Geschichten unterhalten könnte, von der Julius-Säule, wo einst die Bastille, das Staatsgefängniß, stand, und die erste Revolution begann, bis zur Magdalenen-Kirche hinauf. Aber ich suchte einen öffentlichen Platz, der dem oben geschilderten in Berlin gliche und ich fand ihn nicht und doch im Concordien-Platze. Dieser Concordien- oder Eintrachtsplatz ist die Zierde von Paris. In seiner Mitte erhebt sich der vielleicht mehr als dreitausend Jahr alte Obelisk von Luxor (in Ägypten) und in seiner Nähe ergießen aus zwei Springbrunnen Tritonen und Najaden ihr kühles Element, lustig spielend, hinauf und hinunter. Nur wenige Schritte davon gelangt man in den Tuilerien-Garten, in dem ebenfalls ein Springbrunnen sein Wasser hoch in die Luft sprudelt, und zum Tuilerien-Schlosse, das zwar minder schön, als das berliner, doch

großartig angelegt ist, zumal es mit dem Louvre — dem ältern Schlosse von Paris — in Verbindung steht.

Große und schöne, aber auch sehr schaurige Erinnerungen knüpfen sich an diese Schlösser; denn wurde nicht vom Louvre aus das blutige Drama in der Bartholomäus-Nacht 23. 24. August 1572 dirigirt und dessen Anfang von dort aus durch das Geläut einer Glocke angekündigt? — Leider kostete es Frankreich gegen **100000** betriebsamer Menschen, die als Opfer des Religionshasses und der Partheiwuth fielen. Man pflegt dies Drama gewöhnlich „die pariser Bluthochzeit" zu nennen, wegen der kurz zuvor stattgehabten Vermählung des nachmaligen, vortrefflichen Königs Heinrichs IV. — Und in den Tuilerien, wohnte dort nicht der gutmüthige, aber unglückliche König Ludwig XVI. und seine schöne Gemahlin, Maria Antoinette, die beide, ersterer im Januar und letztere im Oktober des Jahres 1793, das Blutgerüst besteigen mußten und an derselben Stelle hingerichtet wurden, wo jetzt der Obelisk steht, nämlich auf dem schönen Concordien-, damals Revolutions-Platz? — Dort, wo jetzt lebendige, klare Gewässer lustig strömen, floß einst das rothe Blut von den Opfern der ersten französischen Revolution. Wunderbarer Wechsel der Zeiten und Geschicke, der hier, wie nirgend, sich zeigt! — Denn wohnte nicht auch der mächtige Kaiser Napoleon in den Tuilerien, die er unfreiwillig zweimal verlassen, da er in die Verbannung wandern mußte? — Und hatten nicht dasselbe Schicksal Karl X. (1830) und Ludwig Philipp (1848)? Wahrlich, diese Schlösser sind offene Lesebücher für Alle, welche mit geistigem Auge sehen, und es sind gar wundersame Geschichten darin zu lesen. Die Gemächer aber in den Tuilerien, welche einst vom höchsten Luxus prangten, bergen jetzt nur noch zerbrochene Spiegel und zerrissene Polster und einige traurige Überreste von Kunstschätzen, die, gleichsam wie zum Hohne, an die frühere, glorreiche Zeit erinnern.

Doch lassen wir das und gehen durch den Tuilerien-Park, wo,

neben der blauen Blouse des Arbeiters, die Vornehmsten lustwandeln, und sich, Jung und Alt, mit allerlei Spielen ergötzen, nach dem Concordien-Platze zurück, wo sich den Tuilerien gegenüber die Avenue der elysäischen Felder eröffnet, die sich mit dem berühmten Triumphbogen Napoleons (de l'ètoile) schließt. Hier vergißt man, daß Paris der Krater der Revolutionen ist; denn vor uns breiten sich die elysäischen Felder — vielfache Alleen — und zugleich das bewegte Schauspiel des gemüthlichen pariser Volkslebens aus.

In großen und kleinen Carossen — letztere von Ziegenböcken gezogen und von Kindern dirigirt — zu Pferde und zu Fuß, im dichtesten Gedränge und dennoch friedlich, fluthet die bunte Menge durch die Gänge, hier aufgehalten und angezogen durch Possenreißer, Taschen- und Marionettenspieler; dort durch vagirende Musikanten, ambulirende Bänkelsänger und Gaukler; hier durch bettelnde Krüppel, und dort durch Künstler, die mit den bloßen Händen große Steine zerschlagen, oder durch Glücksspieler und Blaserohrschützen, welche Gipsfiguren auf's Korn nehmen, nnd was dergleichen Dinge mehr sind. Seitwärts aber, durch's Gebüsche hindurch, erblickt man einen kleinen Pallast; es ist das Elysee, die bescheidene Wohnung Louis Napoleons, des Präsidenten der Republik, der wohl auch lieber in den Tuilerien residiren möchte.

Doch wir haben genug gesehen und müssen wieder über den Eintrachtsplatz, wenn wir in die Stadt zurückgehen wollen. Da sehen wir drüben an der Concordienbrücke noch einen Pallast; es ist der der Nationalversammlung. Hinter den Pfeilern der großen Freitreppe verborgen, stehen Kanonen für den möglichen Fall eines Aufstandes, welches für Paris bezeichnend genug ist. Auf der entgegengesetzten Seite wird der Platz von mehreren großen und schönen Gebäuden begrenzt, wovon das eine „Garde meubles" genannt, zur Aufbewahrung der Reichskleinodien — Kronen, Scepter und dgl. — und das andere dem Seeminister zur Wohnung dient. Noch bemerken wir auf dem Eintrachtsplatze vier

Säulen, welche mit Schiffsschnäbeln, dem Wappen der Stadt Paris, geziert sind, und ebenfalls einen recht hübschen Schmuck desselben bilden.

Wollen wir nun eine Vergleichung ziehen, so liegt dieselbe überaus nahe. Einheimische und Fremde strömen täglich den Linden und von dort durch das Brandenburger Thor nach dem Thiergarten, als dem Hauptlustort der Berliner, und Charlottenburg, oder Moabit zu, selten eine andere Richtung wählend, als die über den gedachten, berühmten Platz. So auch in Paris: Über den Eintrachtsplatz strömen die Massen des Volks nach den Tuilerien-Garten, oder den elysäischen Feldern, und durch den Triumphbogen nach Neuilly oder Boulogne hin. Aber es ist doch ein Unterschied vorhanden und zwar, wenn man will, ein kolossaler. Hier in Berlin die Ruhe, der Frieden, die Behaglichkeit, die uns aus jedem Fensterbogen anlächeln; selbst die Bau- und Bildwerke bieten nur Erinnerungen an ihre Gründer und an glänzende Paraden und Aufzüge dar, und dort in Paris die oftmaligen, vulkanischen Ausbrüche, die Blutströme der Revolutionen und die Erinnerungen an die glänzende, napoleonische Kaiserzeit — heitere und trübe, aber großartige und unauslöschliche! —

Welchem von beiden Plätzen indeß überhaupt der Vorrang gebührt, möchte nicht leicht zu entscheiden sein, denn hier, wie dort, sind so ausgezeichnete Schönheiten vorhanden, daß ein Urtheil darüber zu fällen, äußerst schwierig ist. Wenn mich jedoch Jemand fragte: „Wo möchtest du lieber wohnen, in Berlin, oder in Paris?" — so würde ich mich nicht lange besinnen auf die Antwort: „In Berlin, nicht weit vom Platz am Opernhause!"

Morgenanbruch.

Von H. Freudenfeldt.

Der Morgen graut; es flieh'n die dunklen Schatten;
Den leichtbeschwingten Traum entführt die Nacht.
Die Rosen, die zum Schlaf geneigt sich hatten,
Und Augen, die geschlossen, sind erwacht.
Auf Baum und Strauch, auf perlbethauten Matten,
Da funkelt es mit Diamantenpracht.
Durch starre Finsterniß dringt Licht und Leben;
Die Ruhe weichet einem kräft'gen Streben.

Wo Schweigen herrschte, tönen tausend Klänge;
Denn jeder Hauch hat Sprache, wird zum Schall,
Gleich wie die Äolsharfe kühne Gänge
Verwebt in zauberischen Flötenhall:

So rauschen in der Nachtigall Gesänge
Des Waldes Laub, der wilde Wasserfall.
Zu einem Liede sie zusammenfließen,
Ein Lied, das neue Leben zu begrüßen.

Der Sänger Scheiden.

Von Dietrich Könemann.

So sind sie denn geschieden
Aus Busch und Wald und Thal;
Fahrt wohl, zieht hin in Frieden,
Ihr Sänger allzumal!

Das war ein kurzes Singen
In Lenzes Blumenflor,
Ein fröhlich, frohes Klingen
Vom Frühlings Sängerchor.

Nun steht der Wald so trübe,
Die Blätter flüstern leis':
„Süß war der Sänger Liebe,
Doch kurz der Lieder Weis'."

Sie ziehen still von hinnen,
Weit, weit hin über's Meer;
Wir schau'n euch nach und sinnen:
„Denkt ihr wohl an uns her?"

Drum leg' denn an die Trauer,
Du Busch, du Wald, du Thal;
Fortscheuchten Herbstes Schauer
Die Sänger allzumal.

Doch folgt ein Frühlingsmorgen
Der tiefen, stillen Ruh';
Drum laß mein Herz das Sorgen:
Den Frühling schaust auch du.

Die Wittwe und ihr Erbtheil.

Ein Feenmärchen von Ferdinand Schmidt.

Erstes Kapitel.

Die ungleichen Schwestern.

Es lebte einstmals in einem Dorfe ein Ehepaar, das sehr geizig war. Die Leute hatten keine Kinder, aber viel Geld. Sie gönnten so wenig Andern, als sich selbst einen Genuß, und waren nur darauf bedacht, möglichst viel Geld zusammen zu scharren. Was sie einst mit all' dem Reichthum machen wollten, daran dachten sie nicht. Weil nun das Geldeinscharren ihr liebstes Geschäft war, so nannten die Leute im Dorfe den Mann Scharrhans, die Frau aber Scharrhanne.

Die Frau hatte eine Schwester, die ganz das Gegentheil von ihr war. Sie, eine Wittwe, lebte in dem benachbarten Dorfe mit zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, in dürftigen Umständen. Die Leute schätzten sie aber wegen ihrer Rechtschaffenheit, und so kam es, daß Frau Martha — so nannte man sie — nie ohne Arbeit, also auch nie ohne einigen Verdienst war.

Nun begab es sich, daß in dem Dorfe, in welchem die geizige Schwester wohnte, eine arme Verwandte starb, die ein geringes Erbtheil hinterließ. Dies Erbtheil, das in einer schwarzen Kuh, einigen Thalern Geld und einigen Sachen bestand, nahm der geizige Scharrhans sogleich an sich, obgleich Jedermann geglaubt hatte, er werde dasselbe der armen Wittwe ungetheilt zukommen lassen. Man redete der Frau Martha zu, die Gerichte anzurufen, um eine gerechte Theilung zu verlangen. Sie aber wollte das nicht, sondern ging mit ihrem holden Töchterlein zur geizigen Schwester, und bat, ihr von dem Erbe ihren Theil nach Gutdünken zu geben. Scharrhans und sein Weib wurden nach manchem harten Wort, das Martha in Geduld über sich ergehen ließ, endlich dahin einig, die Kuh abzugeben; Geld und Sachen aber zu behalten. „Die Kuh ist krank," sagte Scharrhans zu seiner Frau in der Küche, „sie giebt keine Milch mehr und wird den Hirten im nächsten Frühjahr nicht mehr blasen hören." — Frau Martha, froh, daß die Erbschaftsangelegenheit ohne richterlichen Entscheid in Ordnung gebracht war, und daß sie doch nun Etwas bekam, nahm die Kuh aus dem Stalle und machte sich mit ihr auf den Weg nach ihrem Dörflein.

Die Kuh aber sah elend und verhungert aus und konnte kaum laufen. Viel Mühe machte es, das arme Thier, das sehr schlecht gehalten worden war, zum Dorfe hinaus zu bringen, um so mehr, da man der Wittwe aus Geiz nicht einmal einen Leitstrick gegeben hatte. Scharrhans und sein Weib sahen dem Zuge lachend nach, und beide fanden in dem Gedanken Erheiterung und Trost, daß die Kuh gewiß unterwegs fallen und sterben werde.

Als Martha die Kuh aber bis auf den Anger, der vor dem Dorfe lag, getrieben hatte, wurde auf ein halbes Stündchen Halt gemacht. Die Kuh erquickte sich an dem frischen Grase und trank aus dem klaren Bächlein, das die Wiese bewässerte. Unter der Zeit füllte Röschen ihr Körbchen mit dem schönsten Grase, das sie an dem Rande des

Bächleins fand. Sie ergriff nun den Strick, den die Mutter aus Weidenbast geflochten und der Kuh um die Hörner geschlungen hatte, und ging mit ihrem Graskörbchen voran, indeß die Mutter der Kuh zur Seite schritt, und sie mit einem Stecken und mit guten Worten zum Gehen antrieb.

Zweites Kapitel.

Röschen und die schwarze Kuh.

Die Kuh stöhnte oft, und wenn Röschen nicht das schöne Gras von dem sie von Zeit zu Zeit eine Hand voll bekam, vorangetragen hätte, so möchte sie wohl schwerlich ihre neue Heimath erreicht haben.

Endlich hatte man die Kuh im Stall, aber ob sie die nächste Nacht überleben würde, das war sehr zweifelhaft, denn sie legte sich alsbald stöhnend nieder und schloß die Augen. Gar schnell wurde ihr eine kräftige Suppe bereitet, in die Röschen nnd Johannes den größten Theil ihres Brotes, das sie zu Abend bekommen hatten, thaten, ohne daß sie die Mutter etwas davon merken ließen.

Ganz früh schon, am nächsten Morgen, wachte Röschen auf. Der Gedanke an die Kuh hatte ihre nächtliche Ruhe verkürzt, auch mochte der Hunger etwas dazu beigetragen haben. Sie schlich sich leise in die Küche, nahm das Körbchen und eine alte Sichel, die noch aus bessern Zeiten stammte, und ging zunächst nach dem Stalle, um zu sehen, ob die Kuh noch lebe. Leise öffnete sie die Thür. Da brummte ihr die Kuh einen kräftigen guten Morgen entgegen, so daß sie ordentlich erschrak. Sie eilte nun nach der nahen Schonung, schärfte die Sichel an einem großen Feldstein und füllte Körbchen und Schürze mit frischem



Die ungleichen Schwestern.

Grase an. Darauf eilte sie zurück, that das Gras in die Krippe, schlich sich dann eben so leise, wie sie hinausgegangen war, in die Stube zurück und legte sich wieder in's Bett. Aber schlafen konnte sie nicht mehr. Ihr Herzchen hüpfte vor Freude, denn sie dachte an das frohe Angesicht der Mutter, das sie nun bald sehen würde. Endlich schien die Morgensonne in's Zimmer und auch die Mutter erwachte. Sie kleidete sich an und ging hinaus. Geschwind stand Röschen auf und weckte den Johannes. Kaum war das geschehen, so kam die Mutter mit freudestrahlendem Angesicht in die Stube zurück. Röschen fiel ihr jubelnd um den Hals, und Johannes rieb sich freudetrunken die Augen, als er hörte, daß die Kuh nicht allein frisch und munter sei, sondern, daß Röschen ihr auch schon ein gutes Frühstück bereitet habe.

Es war eine Zeit vergangen und der Herbst nah'te. Die Vöglein sammelten sich, sagten den Fluren Lebewohl und versprachen zwitschernd, bald wieder zu kommen und neue Lieder mitzubringen.

Röschen sah ihnen oft sinnend nach, wenn sie die Kuh am Rande des Waldes weidete, und dachte: „Ach, wäret ihr doch erst wieder hier, denn eure süßen Lieder locken duftende Gräser aus der Erde hervor, die in dem Magen unserer Kuh sich in süße Milch verwandeln. Ach, jetzt kommt der lange, schwere Winter, der die segnende Hand der Erde verschließt, und Schnee schüttelt auf Berg und Thal. Wie wird es unserer Kuh, wie wird es uns ergehen? Wie werden wir durchkommen? Werden wir Alle den Frühling wiedersehen?" — „Ja," sagte es sich dann, wir werden ihn sehen, es wird, wie die Mutter spricht, Der für uns sorgen, der die Lilien kleidet, der die Raben speist, die nach Futter schreien." Und getröstet wandte es sich dann zur Kuh, die des holden Kindleins Rede zu verstehen schien, streichelte sie und plauderte ihr kindliche Worte vor über die schönen Maitage der Zukunft.

Drittes Kapitel.

Winter war's. Martha saß mit Röschen am Kamine. Beider Räder schnurrten um die Wette.

Eine schöne Fee erschien plötzlich in der Stube, doch war sie für die Mutter und die Kinder unsichtbar.

„Heut ist der kürzeste Tag," sprach die Mutter, „und von morgen an geht es mit der Tageszeit, Gottlob! wieder bergauf. Nun kommt das liebe Weihnachtsfest, das Liebesfest in kalter, trüber Zeit, an dem sich uns're Herzen wieder stärken werden mit Hoffnung und Glauben und Liebe. An dieser himmlischen Freude werdet ihr euch, meine Kinder, gewiß gern begnügen, denn Irdisches zu schenken vermag ich nicht, das wißt ihr. Sag' an, Johannes, hast du nicht einen Wunsch auf dem Herzen gehabt?"

„An eine Weihnachtsgabe habe ich nicht gedacht, Mutter," sprach Johannes. „Wenn wir gesund und froh das Fest erleben, so bin ich gern zufrieden. Ich habe wohl einen recht herzlichen Wunsch, aber der geht erst auf Ostern hin. Du weißt, gute Mutter, daß du zu Ostern mit mir nach der Stadt gehen und dich dort bemühen willst, mich zu einem Meister in die Lehre zu bringen. Ich möchte gern ein tüchtiger Handwerker werden, um mir einmal mein Brot verdienen zu können."

„Gesundheit und Zufriedenheit sind die besten Gottesgaben, meine Kinder," sagte die Mutter mit nassen Augen. „Gott segnet uns damit schon vor dem Fest, und wir wollen ihm am heiligen Abend dafür desto herzlicher danken. Wenn ihr nur gesund am Leib und rechtschaffen an der Seele bleibt, so will ich den himmlischen Vater früh und spät dafür loben und preisen."

„Haben wir den Neujahrstag erst hinter uns, dann dauert es auch nicht mehr lange bis zum Frühling," sagte Röschen, „im Frühling

bekommt unsre Kuh ein Kälbchen, und wenn wir dann Milch verkaufen können, haben wir's auch etwas besser."

Dies Alles hörte die Fee. Sie segnete die gute Frau und ihre braven Kinder und verließ darauf das Hüttchen lächelnden Angesichts.

An demselben Abende wurde bei dem Amtmann des Dorfes, in welchem Scharrhans wohnte, ein Fest gefeiert.

Der Amtmann, ein rechtschaffener, frommer Mann, war sparsam, aber er gönnte auch den Seinigen bei feierlichen Gelegenheiten einen fröhlichen Abend. So war es auch heut gewesen, und das Fest seiner silbernen Hochzeit war in Lust und Frieden vorübergegangen.

Alles schlief im Hause. Da war's plötzlich dem Amtmann, als erhellte ein Lichtglanz das Zimmer, und als säh' er in demselben eine schöne Frauengestalt. Ihr blaues Gewand war mit silbernen Sternen besäet, und in ihrer Hand trug sie eine weiße Lilie. Ernst und schweigend blickte sie ihn eine Zeit lang an, dann neigte sie sich zu ihm, berührte seine Stirn und verschwand.

Als der Amtmann am nächsten Morgen mit seinem Weibe beim Frühstück saß, sagte er: „Frau, du weißt, ich war vor sechs und dreißig Jahren ein armer Knabe, und hätte nicht ein guter Mann sich meiner angenommen, wer weiß, ob ich nicht heut mit dem Bettelsack durch die Welt pilgern müßte. Hör' an, liebes Weib, mir ist zu Muthe, als müßte ich der Menschheit den Liebesdienst, den sie mir erwiesen, dadurch entgelten, daß auch ich mir einen armen Knaben suche, dem ich Helfer und Rather werde."

„Wie kommst du denn mit einem Male auf solche Gedanken?" sagte die Frau, „der es indeß anzusehen war, daß sie ihres Mannes Entschluß freudig billigte.

Er erwiderte: „Ich weiß selbst nicht. Nur so viel kann ich dir sagen, daß ich die ganze Nacht von solchen Dingen geträumt habe."

Beide besprachen sich über die beste Art und Weise der Ausführung

des schnell gefaßten Planes und wurden darüber einig, sogleich an's Werk zu gehen. Der Mann hatte sich vorgenommen, aus seinem Geburtsorte den Knaben auszuwählen, dem die Wohlthat erzeigt werden sollte. Er aber stammte aus dem Dörfchen, in welchem Martha mit ihren Kindern wohnte.

Viertes Kapitel.

Johannes.

Am Abende kam der Schulmeister des Ortes zu Martha und fragte den Johannes, ob er wohl für ihn am folgenden Tage nach dem nächsten Dorfe gehen und dort eine Bestellung ausrichten wolle. Johannes erklärte sich sogleich bereit dazu.

Am Morgen darauf erschien er beim Schulmeister und fragte nach der Bestellung. Der Schulmeister sagte, er solle zum Amtmann des nächsten Dorfes gehen. Dieser wisse schon, um was es sich handele, und werde ihm Bescheid sagen. Er solle nur sagen, er, der Schulmeister, sende ihn.

Johannes machte sich alsbald auf den Weg. Mit hellen Augen überschaute er die schöne Winterlandschaft, die im Strahle der Morgensonne in Millionen Sternchen funkelte. Vöglein hüpften hier und da am Wege, oder saßen einsam auf bereiften Bäumen und schüttelten vor Kälte ihr graues Gefieder. Die Krähen flogen, schreiend vor Hunger, den Dörfern zu, um sich auf den Gassen oder Bauernhöfen ihre mageren Mahlzeiten zu suchen.

Auch für euch, ihr Ärmsten, dachte Johannes, wird der Frühling wiederkommen, und dann wird euch wohler zu Muthe sein, als jetzt.

Der Gedanke an den Frühling brachte ihn auf seine Hoffnung, zu dieser Zeit einen Meister zu bekommen. Er fühlte sich glücklich in dem Gedanken, einst, nach vollendeter Lehrzeit, die große, schöne Welt durchwandern zu können; vor seiner Seele gingen vorüber Städte und Dörfer, Länder und Menschen, Berge und Thäler, Flüsse und Meere. Und wenn ich dann wiederkehre, dachte er, dann laß ich mich nieder als Meister in unserem Dörfchen, oder gar in der Stadt, nehme die Mutter und Röschen zu mir und sorge für sie. O wie glücklich will ich dann sein! — Aber, da fiel ihm wieder ein, daß er ja noch keinen Meister habe, die Mutter arm sei und kein Lehrgeld zahlen könne, und recht schwer und weh ward's ihm um's Herz, so daß ihm die Augen heiß wurden und Thränen an seinen Augenwimpern glänzten. Da war es ihm plötzlich, als blitze und funkele es in tausend lieblichen Farben vor ihm und als tauche aus diesem Farbenspiele eine schöne Frau empor. Sie lächelte ihn holdselig an und verschwand darauf. Er wußte nicht, hatte er recht gesehen, oder hatte er sich geirrt, rieb sich die Augen, und schrieb endlich den Schneesternchen, die sich an seinen Augenwimpern gebildet hatten, die Erscheinung zu.

Endlich hatte er das Dorf erreicht und trat nun in das schöne Haus des Amtmanns. Die Magd schien von seinem Kommen schon zu wissen, denn sie hieß ihn zunächst in die Gesindestube treten, damit er sich, wie sie meinte, erst ein Wenig erwärme. Auch brachte sie ihm ein warmes Frühstück und nöthigte ihn, tüchtig zuzulangen.

Als er sich erwärmt und gesättigt hatte, ging er zum Amtmann in die Wohnstube und brachte das an, was ihm der Schulmeister zu sagen geheißen hatte. Er glaubte nun, irgend eine Bestellung an den Schulmeister zu empfangen. Aber der Amtmann sprach:

„Ich will dir's kurz sagen Johannes, weshalb ich dich habe kommen lassen. Als ich so alt war, wie du jetzt bist, nahm sich ein wohlhabender Mann meiner an, brachte mich zu einem Meister und bezahlte

das Lehrgeld für mich. Nun kam mir der Gedanke ein, es auch mit einem braven Jungen so zu machen. Da hab' ich denn den Schulmeister eures Dorfes gebeten, mir einen seiner früheren Schüler zu schicken, der es bedürftig und zugleich werth ist, daß man für ihn etwas thut. Du bist der von ihm Erwählte, und ich erkläre dir nun, daß ich bereit bin, dir, nach Wahl eines Handwerks, einen Meister zu schaffen und das Lehrgeld zu bezahlen. Bist du damit einverstanden?"

Johannes fing laut an zu weinen und konnte anfangs gar nichts sagen vor Freude. Er küßte dem Amtmann die Hand und sagte endlich, jetzt sei der größte Wunsch seines Lebens erfüllt. „Ach," rief er überglücklich, „was wird die Mutter sagen, und wie wird sich Röschen freuen!" Und auf's Neue flossen seine Thränen.

Auf dem Rückwege merkte er gar nichts von der Kälte. Er sang wie ein Hirtenknabe im Mai auf blumiger Wiese, hatte die Heimath gar bald erreicht und brachte mit seiner Botschaft unendliche Freude in die armselige Hütte der guten Familie hinein.

Fünftes Kapitel.

Scharrhans.

Der Frühling kam mit seinen Blumen und Düften, mit seinen Schmetterlingen, bunten Vöglein und mit der lieblichen Feld- und Waldmusik, die wie ein Echo aus einer schönern Welt herniedertönte.

Johannes befand sich bereits im nahen Städtchen bei einem Meister und kam an jedem Sonntage herüber gewandert zur Mutter und Schwester.

Die Kuh hatte ein schwarzes Kälbchen gebracht, das einen weißen Stern an der Stirn trug. Röschen weidete die alte Kuh mit ihrem

Kälbchen täglich in Feld und Busch, und war bemüht um sie früh und spät.

Wer die schwarze Kuh lange nicht gesehen hatte, der kannte sie kaum mehr, so glänzend, so kräftig sah sie aus. Was aber das Wunderbarste war, sie gab alle Tage mehr Milch und endlich so viel, daß die ältesten Leute des Dorfes sich nicht erinnerten, jemals solch eine Kuh gesehen zu haben. Martha konnte täglich zwölf, ja sechzehn, und nach und nach noch mehr Maaß Milch verkaufen. und ihre Umstände wurden dadurch von Tage zu Tage besser. Manche Dorfbewohner glaubten, es liege an der Fütterung und äußerten gegen Martha, sie müsse da ein Geheimniß haben. Sie erzählte ihnen treu und ehrlich, was die Kuh früh und Abends bekomme, und da sahen denn die Leute gar bald, daß hier ein besonderer Segen walten müsse. Aber Niemand mißgönnte Martha diesen Segen, denn sie war eine gute Frau, die keinen Feind hatte und gar Manchen gab es im Dorfe, dem sie in früheren Zeiten, trotz ihrer Armuth, eine Wohlthäterin gewesen war.

Martha wunderte sich selbst von Tag zu Tage mehr, und wußte nicht, was sie von der Sache denken sollte. Endlich kam sie dahinter.

Etwas war Röschen schon seit längerer Zeit aufgefallen. An jedem Morgen erfüllte nämlich der lieblichste Wohlgeruch den Stall. Nun wurde der Kuh zwar des Abends Gras in die Krippe gelegt, aber Röschen meinte, solch ein Duft könne unmöglich allein vom Grase herrühren.

Sie sah nun des Morgens genauer in der Krippe nach, und da fand sie Überbleibsel von Blumen und Kräutern, die gar nicht in der Umgegend des Dorfes wuchsen. Da merkten endlich Mutter und Tochter, daß irgend ein wohlthätiges Wesen ihnen den Segen bereite. Sie dankten ihm in ihrem Herzen, wagten es aber nicht, im Stalle des Nachts auf das Erscheinen desselben aufzupassen. „Wir müssen," sagte Martha, „dem nicht nachforschen, was vor unsern Augen ver-

borgen sein will.“ Röschen aber erinnerte die Mutter an die Erscheinung, die Johnnnes gehabt habe, hielt dieselbe für eine wohlthätige Fee, und sehnte sich herzlich danach, sie einmal zu sehen.

Endlich erfuhr auch Scharrhans von dem Segen, den die schwarze Kuh der Wittwe brachte. Zorn und Neid erwachten zugleich in seinem und seines Weibes Herzen, und Beide sannen darüber nach, wie es anzufangen sei, das Glück entweder mit der Wittwe zu theilen, oder es ihr zu zerstören. Endlich kam die Frau auf einen Plan und Scharrhans war sogleich bereit, ihn auszuführen. Er holte einen Quacksalber des Ortes, der in dem Rufe stand hexen zu können, und ging mit ihm zur Wittwe.

Martha war gerade dabei, die Kuh zu melken, und eine Magd hatte eben einen Topf Milch auf den Kopf genommen, als die beiden unheimlichen Gestalten in den Stall traten.

Mit Erstaunen sah Scharrhans eine ganze Reihe von Milchgefäßen stehen, und fragte alsbald, ob die Kuh wirklich so viel Milch gäbe, daß sämmtliche Gefäße damit angefüllt werden könnten?

Martha, die da hoffte, Scharrhans werde sich über ihr Glück freuen, erzählte ihm Alles, was sich mit der Kuh zugetragen habe, nur das, was des Nachts im Stalle geschah, verschwieg sie.

Da nahm Scharrhans eine gewaltig böse Miene an und sagte: „Die Kuh sei ein Erbstück, und da mache auch er Ansprüche auf die Milch. Er habe es,“ sagte er, „nicht gewußt, daß die Kuh so viel Milch geben würde, sich also bei der Theilung des Erbes geirrt. Die Frau Martha solle nun erklären, ob sie bereit sei, ihn in Bezug auf die Kuh in gleiche Rechte eintreten zu lassen? Sie möge die Kuh einen Monat haben, und dann wolle er sie wieder einen Monat haben, und so weiter. Wenn sie darauf nicht eingehe, dann werde sie, das wolle er ihr zur Warnung nur sagen, gar bald Schaden erleiden müssen.“ Dabei wechselte er bedeutungsvolle Blicke mit dem Quacksalber.

Martha war über diese Rede sehr erschrocken. Aber es schien ihr in ihrer Gutmüthigkeit doch, als habe Scharrhans eigentlich nicht Unrecht, und sie wollte ihm schon beistimmen.

Da sagte Röschen mit weinendem Angesicht: „Ach, Mutter, wenn du die Kuh weggiebst, so sterbe ich vor Gram! Wir wollen dem Vetter lieber auf seinen Monat alle Milch geben, oder das Geld, das wir dafür lösen.

Darauf ging Scharrhans sogleich ein, weil er dachte, er habe es ja so noch besser, da er die Kuh dann nicht einmal zu füttern brauche. Er berechnete nun sogleich, welche Summe ihm für seinen Monat zu zahlen sei, und machte sich die Zeit aus, von welcher an die Zahlung anfangen soll.

Als dies geschehen war, ging er mit dem Quacksalber zum Dorfe hinaus.

Sechstes Kapitel.

Der Luftgeist.

Kaum war Scharrhans etwa hundert Schritte vom Dorfe entfernt, so näherte sich ihm ein Luftgeist, einer der Diener der Fee, der sich gegen Martha bereits so wohlthätig erwiesen hatte.

Plötzlich wurde dem Scharrhans die Mütze vom Kopfe gehoben und an die Erde geworfen. Er begriff nicht, was das zu bedeuten habe, da ein Dritter nicht zu sehen und der Quacksalber mehrere Schritte voran war, auch kein Lüftchen sich regte. Als er noch erstaunt um sich blickte, wurde er mit einem Male höchst unsanft an beiden Ohren

ergriffen und hoch empor gehoben. Er schrie jämmerlich und zappelte mit den Beinen.

Der Quacksalber sagte seine Zaubersprüche, allein sie wollten nichts helfen.

„Bösewicht!“ rief eine ernste Stimme.

„Laß mich los! laß mich los!“ schrie Scharrhans jämmerlich.

„Bösewicht!“ antwortete die Stimme.

„Ich will ja Alles thun, was du verlangst!“ jammerte Scharrhans, „laß mich doch nur los!“

Da rief die Stimme wieder: „Willst du zur Frau Martha zurückgehen und ihr sagen, daß du keinen Antheil an der Kuh haben magst?‘

„Ja, ja!“ schrie Scharrhans, „laß mich nur los!“

Bauz! da lag er an der Erde.

Heulend rieb er sich die Ohren, die in seiner luftigen Stellung etwas länger geworden waren, und auch der Quacksalber griff ängstlich nach den seinigen, denn er fürchtete, es könne nun leicht die Reihe an ihn kommen, der auch Theil hatte an dem schlechten Streiche.

Scharrhans kehrte nun geschwind um, kam mit traurigem Gesicht zu Martha und sagte: „Ich will keinen Antheil an der Kuh haben.“

Martha war darüber sehr gerührt und wollte sich bedanken, aber Scharrhans wollte nichts hören und lief ärgerlich davon.

Martha eilte ihm einige Schritte nach, da sie durchaus ihren Dank aussprechen wollte, aber die Leute, die sich versammelt und weidlich auf den geizigen Vetter gescholten hatten, hielten sie zurück und sagten: „Laß ihn nur laufen, denn aus gutem Herzen hat er seinen erzwungenen Vortheil doch gewiß nicht aufgegeben. Wer weiß, was dem Geizhals widerfahren ist!“ —

Röschen schmiegte sich an den Hals der Kuh und sagte fröhlich: „Brumme nun nicht mehr so ängstlich, du gutes Thier; es ist alle

Gefahr vorüber und der böse Vetter wird uns nun wohl künftig nicht mehr erschrecken."

Scharrhans und der Quacksalber erzählten keinem Menschen etwas von dem Vorfall.

Siebentes Kapitel.

Der Myrthenkranz.

Es waren mehrere Jahre vergangen und Manches hatte sich verändert. Röschen war eine blühende Jungfrau geworden, und man sprach von ihrer Schönheit und Herzensgüte weit und breit. Frau Martha lebte jetzt sorgenlos, denn von dem Milchgelde hatte sie sich ein Stückchen Land nach dem andern gekauft. Johannes kam als ein kräftiger, in seinem Fache erfahrener Jüngling aus der Fremde zurück, und der Amtmann, der bis dahin väterlich für ihn gesorgt hatte, zahlte auch das Geld zur Erlangung des Meisterrechts, so daß nun Johannes in der Stadt seine Werkstätte aufschlagen konnte. Nicht lange darauf starb der Amtmann; an seinem Grabe standen auch Martha, Röschen und Johannes, und alle weinten dem edlen Manne Thränen der Dankbarkeit und Liebe nach.

Ein Jahr war wiederum vergangen, und der Sohn des Amtmanns, ein frommer, schöner Jüngling, dachte jetzt daran, sich unter den Jungfrauen des Landes eine zu suchen, die er zum Weibe nehmen wollte.

Eines Tages war er im Walde. Eine Müdigkeit überfiel ihn; er setzte sich unter eine Eiche, um auszuruhen, und ein sanfter Schlummer nahm ihn gefangen.

Um dieselbe Zeit ging Röschen durch den Wald. Sie war in der

Stadt gewesen und kam jetzt zurück. Der Tag neigte sich; goldnes Licht fiel durch die Bäume; die Vögel sangen ihr Abendlied.

Als nun Röschen so still und sinnend dahinwandelte, schwebte in einer Rosenwolke die Fee heran und flocht ihr, ohne daß sie etwas davon merkte, einen blühenden Myrthenkranz in ihr goldnes Lockenhaar.

Da ward Röschen so wunderbar selig zu Muthe. Die Ahnung eines nahen Glückes leuchtete aus ihren blauen Augen, und eine sanfte Glut brannte auf ihren schönen Wangen.

Und siehe, plötzlich erblickte sie einen schönen, schlafenden Jüngling. Erschreckt stand sie einen Augenblick still, da schlug der Jüngling die Augen auf und sie erkannte ihn. Er aber erhob sich von der Erde, zog ein goldnes Ringlein vom Finger und reichte es ihr mit den Worten: „Eine wunderschöne Fee ist mir im Traume erschienen und hat mir gesagt: „Sobald du deine Augen vom Schlafe öffnen wirst, wird eine Jungfrau vor dir stehen, die dir zum Weibe bestimmt ist.“ Du bist es, frommes Röschen, dich liebe ich schon lange; darum nimm, wenn du auch mich liebst, diesen Ring und laß uns zu deiner Mutter gehen, damit sie unsern Bund segne.“

Und wie der Jüngling das gesagt hatte, und Röschen erröthend zur Erde blickte, erschien plötzlich die Fee, legte Beider Hände in einander und sprach:

„Bleibet gut, und die guten Geister werden mit ihrem Segen stets bei euch sein!“

Darauf verschwand sie.

Von dem Dörflein aber tönte Glockengeläut herüber. Da knieten Beide nieder und beteten.

Als sie gebetet hatten, standen sie auf und gingen fröhlich, Hand in Hand zur Mutter Martha. Und als diese vernahm, welch' ein Glück ihrem Töchterlein bescheret sei, weinte sie Freudenthränen und segnete den Bund der Herzen.



Der Myrthenkranz.

Nicht lange darauf war ein großes Hochzeitsfest, und Röschen ward das glückliche Weib des jungen Amtmanns.

Achtes Kapitel.

Das Geld und der Tod.

Scharrhans aber gönnte Röschen das Glück nicht, das ihr widerfahren war. Zu dem Mißmuth darüber kam aber noch etwas. Martha und ihre Kinder waren die nächsten Verwandten von Scharrhans. Seine Hinterlassenschaft mußte ihnen daher einstmals zufallen. Dieser Gedanke war ihm aber ein Gräuel. Doch was sollte er machen? Einem Andern das Erbtheil vermachen? Das wollte er auch nicht, denn er und sein Weib gönnten im Grunde ihres Herzens Niemandem Etwas. Da kam das geizige Ehepaar zuletzt auf den Gedanken, das gesparte Geld tief in die Erde zu graben. „Wir haben gedarbt,“ sagte der Mann, „und Andere sollten sich an der Hinterlassenschaft gütlich thun? Nein, nimmermehr!“ Obgleich alt und schwach, verwandten sie ihre wenigen Kräfte doch auf die Ausführung ihres Entschlusses.

Schon länger als eine Woche arbeiteten sie täglich mehrere Stunden in ihrem Keller. Sie machten dort ein sehr tiefes Loch. In dasselbe wollten sie das Geld thun, und dann die Oberfläche des Erdbodens wieder ebnen. Wenn sie im Keller arbeiteten, schlossen sie die Thür des Hauses jedesmal fest zu. Durch unsägliche Mühe war das Loch endlich so tief wie ein kleiner Brunnen geworden, so daß sie nur vermittelst einer kleinen Leiter hinein- und hinaussteigen konnten.

„So tief vermuthet es gewiß Niemand,“ meinten sie, „und Niemand wird es finden.“

Nun schleppten sie mit schwerer Mühe die Geldsäcke und Geldtöpfe hinab. Endlich war Alles unten.

Sie saßen auf dem Gelde und betrachteten es beim matten Scheine der Lampe mit zitternder Gier zum letzten Male. So viel Geld hatten sie oben behalten, wie sie nach ihrer Berechnung in ihren künftigen Lebenstagen wohl noch gebrauchen würden. Jetzt wollten sie die Leiter hinaufsteigen, um Erde auf die Schätze zu schütten, aber es war, als hielt sie eine unwiderstehliche Macht bei denselben zurück. So saßen sie einen ganzen Tag auf dem Gelde und wühlten in den Geldstücken. Endlich aber mahnte sie der Hunger an den Aufbruch. Als sie sich nun aufmachten, um hinaufzusteigen, ward plötzlich die Leiter emporgezogen, und als der Mann zitternd die Lampe erhob und sie ihre Blicke nach oben wandten, sahen sie am Rande der Grube die schreckliche Gestalt des Todes stehen. Da schrieen sie laut auf und rangen die Hände. Der Tod aber stampfte mit seinen Knochenfüßen so gewaltig auf die Erde, daß das Haus erdröhnte. Von der Erschütterung stürzten die Wände der Vertiefung zusammen und begruben das Ehepaar lebendig bei seinen kalten Schätzen.

Neuntes Kapitel.

Der Segen.

Die Leute des Ortes wunderten sich, daß am nächsten Tage wiederum Scharrhans Haus verschlossen blieb. Am dritten Tage wurde die Thür erbrochen, und die Gerichtsleute des Dorfes untersuchten das Haus. Da fand man denn endlich die aufgewühlte Erde im Keller, und sahe auch, daß die Hinterseite des Hauses eingestürzt war. Das Haus mußte

ganz weggerissen werden, ehe die Nachgrabungen veranstaltet werden konnten, da bei der Baufälligkeit der Wände sonst ein Unglück zu befürchten gewesen wäre. Tief unter der Erde fand man endlich die Todten bei ihren Schätzen.

Das Geld fiel Martha und ihren beiden Kindern zu. Martha, die abwechselnd bei Johannes und Röschen wohnte, überließ den Kindern das Erbe. Diesen aber kam es schauerlich vor, solch Geld zu nehmen. Sie waren nahe daran, sich des Erbes zu entsagen. Da brachte Martha Johannes und Röschen auf einen guten Gedanken. „Geiz und Habsucht, Neid und Härte kleben an dem Gelde," sagte sie. „Bannt diese bösen Geister von dem Gelde hinweg, indem ihr Segen durch dasselbe verbreitet. Die Selbstsucht hat es gehäuft, die Liebe zerstreue es wieder!"

So thaten es die Kinder. Johannes ließ arme Knaben und Mädchen, die elternlos waren, erziehen; Röschen ward eine hülfreiche Mutter aller Kranken und Leidenden der ganzen Umgegend. Sie wendeten das ererbte Geld mit Liebe an, mit der Liebe, die bei der Wohlthat Hand in Hand mit der Weisheit geht. Kein Armer und Hungernder verließ unerquickt ihre Wohnung, und wer in Trübsal war, und das schöne Haus sah, in welchem Röschen segnend waltete, der pries Gott, daß es doch auf Erden zu allen Zeiten Menschen giebt, deren Thun uns etwas ahnen läßt von der unendlichen Liebe Gottes.

Drei Gedichte von August Moritz.

Maikäferliedchen.

Hervor, hervor aus deiner Gruft;
Sei mir gegrüßt, mein Käfer!
Rief endlich dich die Frühlingsluft,
Du unterird'scher Schläfer?

Du willst nicht mehr in ew'ger Nacht
Lebendig sein begraben;
Du willst dich auch an Lichtes Pracht
Und Frühlingsblüthen laben.

Du willst nicht mehr im Leichentuch
Bei kalten Wurzeln leben,
Und denkst: „der Lenz bringt Kraut genug,
Auch mir vollauf zu geben!"

Hast Recht! Schau dort die Blättlein frisch,
Nun? Meldet sich dein Magen?
Flieg' hin! 's ist dein gedeckter Tisch,
Und schmause nach Behagen.

Ja, schmause froh, und denk' nicht dran,
Wie bald dein Lauf geschlossen;
Genug gelebt, wer sagen kann:
„Ich hab' den Lenz genossen!" —

Wo hört die Mutterliebe auf?

Die Feuersbrunst streut ihre Garben aus,
Sie prasseln hernieder auf Scheuer und Haus,
Und weiter und weiter frißt die Gluth,
Sich sättigend an manch' theuerm Gut.

Und röther und röther wird der Schein,
Er kündet's weit in das Land hinein:
Bald schaut man nur noch die öde Statt,
Wo einst das Städtlein gestanden hat.

O Hülfe! Rettung! — Herbei, herbei!
Rings glühender Qualm und Wehgeschrei.
Hier krachen Balken, dort stürzt ein Dach,
Dort prasseln noch zwanzig and're nach.

Doch wer in diesem Gewühl und Graus,
Wer stürzt dort in das brennende Haus?
Wer trotzt so dem grimmigsten Todesschmerz?
Das thut — ein liebendes Mutterherz!

Im Walde weilte das edle Weib;
Daheim aber lag der geschmückte Leib,
Die Leiche des einzigen Kindleins im Sarg:
Das war der Schatz, den die Hütte barg.

Das war der Schatz, dem die Flamme droht,
Ihr Kind noch, wenn auch starr und todt!
Die Rettung der Leiche aus Gluth und Rauch,
Sie wagt sie, und gält' es das Leben auch!

Und faßt auch die Flamme ihr ärmlich' Gewand,
Sie holt den Leichnam mit fester Hand,
Bringt kühn ihn aus Feuer und Qualm hervor,
Und hebt ihn gerettet zum Himmel empor.

O Mutterliebe, du starker Stab,
So reichst du hinaus bis über das Grab!
O Mutterliebe, du hellster Stern,
Wie singt dich des Dichters Lied so gern!

Der Knabe am Grabhügel seines Vaters.

Am frischen Grabeshügel
Ein armer Knabe stand;
Er schaut' ihn an mit Sehnen,
Und weinte bittre Thränen
Wohl in den dürren Sand.

Er steckt ein Blumensträußchen
In's kahle, sand'ge Grab.
„Ach," hub' er an zu klagen,
„Ach, daß man dich getragen,
Mein Vater, da hinab!

Wer wird mich nun noch lieben,
Da du von hinnen gingst?
Wer wird sich mein erbarmen,
Wenn du mit Liebesarmen
Mich sorgend nicht umschlingst?

Gedenk' ich deiner Liebe,
Vermehrt sich nur mein Harm,
Weil für dein treues Streben
Ich Nichts kann wiedergeben. —
Ach, wär' ich doch nicht arm!

Dann ließ ich deinen Hügel
Bedecken auch mit Grün! —
Doch ach! er wird zerfallen,
Wenn auf den andern allen
Die schönen Blumen blühn!"

So klagt in herben Schmerzen
Das elternlose Kind;
Doch seine frommen Worte
An diesem Trauerorte
Verhallten nicht im Wind.

Ein Mann im Trauerkleide,
Der sah' und hörte ihn:
Und als der arme Knabe
Kam wiederum zum Grabe,
Da war der Hügel grün!

Und an dem grünen Hügel
Da stand ein bleicher Mann,
Der sprach zum armen Knaben:
„Mir ward ein Sohn begraben;
Sei du mein Sohn fortan."

Brief eines jungen Deutschen an seinen jüngern Bruder in der Heimath.

Von C. Schanze.

Mit diesem Briefe, mein lieber Bruder, entledige ich mich zugleich meines dir beim Abschied gegebenen Versprechens, an dich besonders schreiben zu wollen.

Da du weißt, daß ich von Hamburg aus meine Reise begonnen habe, so wirst du dich schon, um uns auf derselben einigermaßen im Geiste folgen zu können, von deinem Zimmer aus plötzlich auf unsern Kauffahrer versetzen müssen, welcher nicht nur gut befrachtet, sondern auch mit Kapitän, Steuerleuten und Matrosen gehörig bemannt war, und welcher zunächst von Hamburg aus, die Elbe abwärts, bis Blankenese fuhr, um dort erst eine ansehnliche Zahl großer Fässer mit Elbwasser zu füllen, welches uns auf dem langen Wege bis zu unserm Ziele als Trinkwasser dienen mußte. Daß wir außerdem mit Schiffszwieback, Pökelfleisch, Erbsen, Bohnen, Reiß, Salz, Zucker, Kaffe, Thee und was sonst noch die Küche bedarf, mehr als reichlich versehen waren, wirst du dir um so leichter denken können, da es ja unterwegs, wenn Mangel

eintreten sollte, durchaus an Gelegenheit fehlt, noch etwas der Art zu beschaffen. Von Blankenese weiter abwärts erreichten wir Kurhafen, wo wir auf günstigen Wind wartend, alsdann mit frischer Briese in die Nordsee segelten und in westlicher Richtung uns den Küsten von Frankreich und England näherten, um durch die Straße von Calais, zwischen den genannten Ländern hindurch, den Kanal durchstreichend den atlantischen Ozean zu erreichen; von wo aus wir in südwestlicher Richtung die Passatwinde benutzten, später die Linie oder den Äquator passirten; endlich unter den $23\frac{1}{2}$. Grad südlicher Breite, oder unter den Wendekreis des Steinbocks gelangten, und, westlich festes Land gewahrend, bei günstigem Winde in einem der größten Häfen der Erde, unter Kanonendonner und lautem Jubel, einliefen. —

Dieser Hafen, welcher sämmtliche Kriegsschiffe der ganzen Welt fassen könnte, führt zu der größten und vorzüglichsten Stadt im gesammten Südamerika, welche Rio de Janeiro heißt. — Hafen und Stadt sind von den herrlichsten Gebirgen umgeben, und gewähren durch ihre Lage und die üppigste Vegetation einen wahrhaft entzückenden Anblick.

In zehn Wochen haben wir diesen gegen 2000 deutsche Meilen weiten Weg zwar glücklich zurückgelegt; jedoch ist auch diese Reise, wie es überhaupt nur höchst selten der Fall ist, nicht ganz ohne Sturm, wie auch nicht ohne Seekrankheit von uns beendet worden, während wir wiederum anderseits die Unbehaglichkeit einer gänzlichen Windstille unter dem Äquator, wenn auch nur auf einige Tage, haben ertragen müssen.

Obgleich eine längere Seereise den Charakter einer gewissen Einförmigkeit an sich trägt, so giebt es doch auf derselben so Mancherlei, was für dich von großem Interesse gewesen wäre, und dich besonders ergötzt haben würde. Hierzu rechne ich zunächst die Erscheinung, daß man auf der ganzen Reise fast ausschließlich nur Himmel und Wasser

sieht, und man oft kaum die Grenzlinie zwischen dem Wasser und Himmelsgewölbe unterscheiden kann. Besonders aber ist der Sonnen- auf- und Untergang hier eine herrliche Erscheinung, weshalb man sich, so oft sie auch wiederkehrt, doch an ihrem Anblick nicht satt sehen kann. Eben so erhaben und großartig ist aber auch beim Eintreteten der Finster- niß die Erscheinung des gestirnten Himmels, das Hervorkommen des Mondes, die feierliche Stille der Nacht und das eigenthümliche Leuch- ten des Meeres, besonders hinter den Schiffen her in breiten Furchen, durch viele tausend phosphorescirende Lichtfunken, welche in dunkler Nacht den langen Weg bezeichnen, den das Schiff bereits zurückgelegt hat. Alles dies, mein lieber Bruder, wirkt mächtig, ja gewaltig auf das Herz des Beschauers, der vielleicht noch niemals in seinem Leben so lebhaft die gänzliche Abhängigkeit von einem über Alles erhabenen Wesen empfunden hat, vielleicht noch niemals so vollständig von der menschlichen Ohnmacht, aber auch wiederum von des Höchsten Allmacht und Größe überzeugt worden ist.

Es gehört wahrlich einerseits zu den kühnsten Unternehmungen des menschlichen Geistes, diese Balken und Bretter zu einem Schiffe zu- sammenzufügen, um über die mit Wasser gefüllten Abgründe und Un- tiefen, von einem Erdtheil zu dem andern, zu gelangen; aber es gehört auch anderseits viel Muth und ein starkes Vertrauen zu dem Allmäch- tigen dazu, diese Bretter unter seinen Füßen, welche nun Sturm und Wetter Trotz bieten müssen, zu betreten, und Wochen und Monate lang auf denselben zu verharren, um dadurch seinen Zweck zu erreichen. —

In demselben Grade, wie man auf dem Lande zwischen den ein- zelnen Landschaften eine Verschiedenheit wahrnehmen kann, eben so ist eine solche auch auf dem Wasser zwischen den Meeren wahrzunehmen; und wie man an bestimmten Merkmalen z. B. die Nadel- von den Laub- waldungen unterscheidet, so kann man auch die Binnen-Meere von den nicht vom Lande eingeschlossenen genau unterscheiden. Diesen auffallen-

den Unterschied nahm ich besonders in dem atlantischen Ozean wahr, in welchem sich die Wogen des Meeres nicht nur viel ruhiger, sondern auch bedeutend größer zeigten. Hier war es auch, ohngefähr unter dem nördlichen Wendekreis, wo wir zuerst größere Fische in Menge, wohl gegen 15 bis 16 Fuß lange, zu Gesicht bekamen, die man Nordkaper nennt. Noch 10 Grad südlicher bemerkten wir eine überaus große Zahl Delphine, auch Schweinsfische oder Springer genannt, fischartige Säugethiere, fast $1\frac{1}{2}$ Centner schwer. Eins dieser Thiere wurde von den Matrosen gefangen, geschlachtet, und, das Fleisch verschiedenartig zubereitet, nach und nach verspeist. — Etwas leichter machten es ihnen die fliegenden Fische, denn diese brauchten sie nicht erst zu fangen, sondern, weil sie von größeren Fischen im Meere verfolgt werden, pflegen sie sich vermittelst ihrer langen Flossen über das Wasser vorwärts emporzuschnellen, wobei sie in der Eile, mit der sie zu entkommen suchen, oft auf das Verdeck gerathen. Wir sahen an einem Tage mehrere auf dasselbe niederfallen. Sie sind nur klein, etwa von der Größe der Heringe, schmecken aber gar nicht übel.

Mit einer Schildkröte, die wir einige Tage später auf der See wahrnahmen, hatten die Matrosen nicht sonderlich Glück; Sie wollten sie gern fangen; weil aber die Harpune, welche man auf sie warf, schon zu stumpf war, so entkam sie ihnen. Der Kapitän war über den entgangenen fetten Bissen den ganzen Tag über mürrisch. „Wir hätten vierzehn Tage frisches Fleisch gehabt und dazu noch die kräftige Brühe,“ hörten wir ihn brummen. Dagegen gelang es den Matrosen einen von den vielen Haifischen, welche dem Schiffe von nun an unaufhörlich folgten, zu fangen. Diese Thiere sind als die gefräßigsten Raubthiere des Meeres bekannt, die alles gierig verschlingen, was etwa von dem Schiffe fällt, oder hinausgeworfen wird. Das war ein Jubel für die Matrosen, obgleich das Fleisch nicht genossen, sondern nur der Thran von diesen Thieren benutzt werden kann. Als Angel hatten sie nämlich am Hin=

tertheil des Schiffes eine starke, eiserne Kette hinab bis an das Meer geleitet, welche mit einem, gegen 14 Zoll langen, ebenfalls sehr starken Angelhaken versehen war, worauf man als Köder ein ansehnliches Stück Fleisch gesteckt hatte. Sobald der Haifisch, von einem ihm voraus-schwimmenden kleinen Fisch, den man Pilot nennt, zur Beute hingeleitet worden war, wollte er dieselbe verschlingen, schnappte zu und biß zugleich in den Angelhaken, worauf er entsetzlich mit dem Schwanz zu schlagen begann. Nachdem er eine Zeit lang getobt haben mochte, kamen die Matrosen herbei und zogen ihn an Bord, d. h. auf das Verdeck des Schiffes, konnten sich aber kaum vor dem Schlagen des Fisches genug in Acht nehmen, weshalb ihm auch vorerst nur der Schwanz abgehauen wurde, mit dem er fast das Verdeck einzuschlagen drohte. Dieser Hai gehörte noch zu den kleinen, und war doch gegen 12 Fuß lang und wohl an 900 Pfund schwer. — Nichts ist entsetzlicher, als den Rachen dieses Thieres mit seinen sechs Reihen sägeförmigen, beweglichen Zähnen zu sehen. Wer das Unglück hat, vom Verdeck hinab in das Meer zu fallen, schwebt nicht selten in der Gefahr, von einem dieser Haifische ereilt zu werden, selbst, wenn er schon die ihm zugeworfene Leine, oder die Strickleiter mit den Händen ergriffen hat. Die Matrosen erzählten bei dieser Gelegenheit eine Begebenheit, bei welcher einer von ihnen, durch seine außerordentliche Gewandtheit, noch mit dem bloßen Schreck davon gekommen war, obgleich der Hai, selbst, als der Mensch schon auf der Strickleiter gewesen, noch nach ihm hinaufgesprungen sei, und ihn fast berührt habe.

Es gehört gerade nicht zu den Seltenheiten auf dem Meere, andern Schiffen zu begegnen, oder doch einige derselben im Horizonte wahrzunehmen. Besonders bei heiterm Himmel gewährt es nicht nur einen sehr angenehmen Anblick, ein Schiff mit vollen Segeln, gleich einem Schwane, majestätisch schon in weiter Ferne daher kommen zu sehen, sondern ist, wenn sich die Schiffe gegenseitig nähern, für die Mann-

schaft meist auch ein recht erfreuliches Ereigniß. Indessen wird auch manche Seereise zurückgelegt, auf welcher man kaum mehr als ein Wrack, den kläglichen Überrest eines vom Sturme zerschellten Schiffes, zu Gesicht bekommt. Wir hatten das Vergnügen nicht nur einem, unserm Kapitän wohl bekannten Schiffe zu begegnen, sondern auch darauf einen ihm befreundeten Kapitän anzutreffen. Sobald man sich gegenseitig erkannt hatte, war die Freude doppelt groß, welche, nachdem die Begrüßungen und gegenseitigen Besprechungen stattgefunden hatten, damit endete, daß der Kapitän des andern Schiffes beim Abschied auf eine höchst geschickte Weise, gleichsam, wie wenn ein Reiter sein Pferd ganz in seiner Gewalt hat, mit seinem Schiffe um das unsrige herumfuhr und sich dann erst trennte, nachdem wir uns noch gegenseitig Glück zur Weiterreise gewünscht hatten.

Wenn man so Wochen, ja selbst Monate lang, auf dem Meere zu Schiffe gewesen ist, wünscht man nichts sehnlicher, als wieder einmal Land, festes Land unter seinen Füßen zu haben; ganz abgesehen davon, daß einem Jeden das immerwährende Pökelfleisch, der harte Schiffszwieback und die geringe Abwechselung von einer Hülsenfrucht zur andern, besonders aber das übelriechende Trinkwasser endlich doch zuwider werden. Selbst der Seemann sehnt sich, nach längerem Aufenthalte auf der See, wieder einmal nach dem Lande, obgleich er auch dort nicht allzulange Stich hält, wie vielmehr ich; und du kannst dir, lieber Bruder, kaum das Entzücken denken, welches auch bei mir entstand, als wir Land vor uns sahen. Noch größer aber war die Freude, als wir es betraten. —

So wie man sich erst auf dem Schiffe gewöhnen muß, nur fest zu stehen, um nicht zu wanken, so sonderbar ist auch wiederum das Gefühl, wenn man nun, nach einer längeren Seereise, das Land betreten hat. Es ist, als ob man berauscht wäre.

Wir wurden von den Deutschen, die sobald ein Schiff ankommt, sogleich nach dem Hafen eilen, auf's herzlichste und freundlichste empfangen. Ehe ich's mir versah, lag ich in den Armen des jungen H., der, wie du weißt, im vorigen Jahre es sehr gern gesehen, wenn ich schon damals mit ihm gemeinschaftlich die Reise angetreten hätte. Nachdem wir uns eine Zeit lang der Freude des Wiedersehens überlassen und uns gegenseitig ausgesprochen hatten, nahm er eines Tages eine ernstere Miene an, als sonst, und sagte: „Du kannst Gott nicht genug danken, mein lieber W., daß du vor einem Jahre nicht mit mir zugleich hier angekommen bist. Sieh', ich bin die einzige männliche Person, die übrig geblieben ist, von allen denen, welche vor einem Jahre hier angekommen sind. Die andern hat das gelbe Fieber, welches hier wüthete, hinweggerafft. Zwar bin ich nicht ganz von demselben verschont geblieben, aber doch ihm nicht als Opfer gefallen." Und nun begann er mir Folgendes zu erzählen, welches ich dir mitzutheilen nicht unterlassen kann.

„Im Sommer des vorigen Jahres, also 1850, war hier in Rio de Janeiro, der Hauptstadt des großen Kaiserreiches Brasilien, das gelbe Fieber, eine Krankheit ähnlich unsrer Cholera, mit einer solchen Heftigkeit ausgebrochen, daß die sämmtlichen Bewohner dieser Stadt, besonders aber die sich hier befindlichen Portugiesen, Spanier, Franzosen, Deutschen, Engländer u. s. w. in Schrecken und Angst versetzt wurden, weil diese, des fremden Klima's halber, viel eher der Krankheit ausgesetzt waren, als die daran gewöhnten Brasilianer. Die Krankheit war durchaus nicht etwa hier eine unbekannte, sondern gehörte vielmehr zu den gewöhnlichen Erscheinungen des ohnehin sehr heißen Sommers; allein es waren bisher im Laufe der Zeit vielleicht jährlich gegen 100 Erkrankungs-, und verhältnißmäßig 70 bis 80 Sterbefälle der Art, vorgekommen, welche bei einer Einwohnerzahl von 400,000 Seelen, die Neger mitgerechnet, eben nicht besonderes Aufsehen oder Besorgnisse erregten. Seit Menschengedenken wußte man es sich aber nicht zu erinnern, daß sogar

gegen hundert Personen an einem Tage von dieser so plötzlich und schrecklich um sich greifenden Krankheit ergriffen, oder gar daran verstorben wären. Und doch hatte sie bereits diesen Grad erlangt, und sollte bald noch einen vierfach höhern Grad erreichen, so daß in diesem Jahre, während des Sommers, **17000** Menschen daran verstarben. Hierzu kam noch, daß nur wenige Ärzte den Charakter dieses so bösartig auftretenden Fiebers genau kannten, und daß gerade diese wenigen ungemein stark in Anspruch genommen wurden. Kein Wunder also, wenn täglich fast eben so viel Todeskandidaten, oft gegen **500**, den Lazarethen zugeführt wurden, die man wiederum als Leichen aus denselben zur Beerdigung beförderte. Merkwürdig war es, daß unter dem männlichen Personal die Sterblichkeit sich am stärksten zeigte. Der Sohn wurde von der Seite des Vaters, der Freund aus den Armen des Freundes, der Bruder schonungslos vom Bruder getrennt; doch schon nach wenigen Tagen sollte derselbe Schmerzensbringer sie auch wieder vereinigen. —

Ach! so manches Auge, das heute noch weinen konnte, so manche Wange, die heute noch vor Schrecken zu erbleichen im Stande war, hatte morgen schon für immer ausgeweint, war für immer erblichen und erkaltet. — In dieser Zeit der Prüfung und Trübsal starb so Mancher ohne den letzten Trost dahin; Mancher, weit entfernt von den Seinen, ohne den Segen und letzten Händedruck eines Vaters, Bruders oder Freundes, einer Mutter oder Schwester. —

Wer irgend aus der Stadt fliehen konnte, eilte daher in die Gebirge, in die höher gelegenen Sommerwohnungen und Landhäuser, um dem Tode zu entgehen. — Vergeblich forschte man nach der Ursache der Krankheit, und suchte sie bald in der Luft, bald im Wasser; endlich sollte die Krankheit von der See herkommen, weil auch auf dem Meere nicht nur Erkrankungen, sondern selbst Sterbefälle der Art vorgekommen waren. Die Mehrzahl der Bewohner sah die ganze Erscheinung als ein Strafgericht Gottes an, und in Folge dessen wurden Bußübungen,

Kasteiungen und Prozessionen, ja selbst von Frauen, woran auch Personen aus den höchsten Ständen Theil nahmen, baarfuß und in herzzerreißender Art gehalten." — Hier hielt er ein. — Er war nicht im Stande weiter zu sprechen, so sehr hatte die Erinnerung an das Erlebte ihn ergriffen. —

Zum Schluß, mein lieber Bruder, nun noch Einiges von der schon so oft genannten Stadt selbst. Sie liegt auf einer Halbinsel oder Landzunge der großen Bai, in Form eines länglichen Vierecks und besteht aus der Alt- und Neustadt und mehreren Vorstädten. Diese liegen theils um die Stadt selbst herum, so, daß die einzelnen Häuser an Hügeln stehen; theils aber auch zerstreut um die Buchten der Bai, oder in den malerischen Nebenthälern. Von der Bai aus betrachtet, gewahrt man im Hintergrunde hohe Felsgebirge, mit den prächtigsten Wäldern geschmückt. Vor diesen sieht man wieder lange Hügelreihen, mit Klöstern und andern Gebäuden prangend, dann die Stadt selbst mit den hervorragendsten Gebäuden, dazu die Menge der Kirchen mit ihren hohen Thürmen, weiter vor die Felsen und Inseln in der Bai. Dieselben sind theils mit üppigen Waldungen oder Festungswerken bedeckt, theils zu den Seiten mit den schönsten Landhäusern nebst ihren fruchtbaren Gärten geziert. Ganz im Vordergrunde genießt man die Aussicht auf das dunkelblaue Wasser des Hafens mit seinen unzähligen Schiffen und Masten. Alles dies zusammengenommen bildet ein weit ausgedehntes, herrliches Panorama, welches die ganze Umgegend zu einer wunderschönen Landschaft von überaus hohem Reize macht, und die nur selten anderswo von einem noch sanfteren Himmel überwölbt, gefunden werden mag.

Im Innern ist die Stadt aber durchaus nicht so schön, als man es nach dem Eindruck von Außen erwarten sollte, und obgleich die Straßen gerade sind, sich auch in rechten Winkeln durchschneiden, so sind sie doch nur schmal, dabei schlecht gepflastert, allein die Seiten

mit etwas erhöhten Trottoirs versehen. Die Häuser sind meist klein, aus Granit erbaut, welcher durch Muschelkalk verbunden wird, ungemein tief, aber höchst einförmig in ihrer Bauart. Selten nur sieht man schöne und geschmackvolle, aber wohl prächtige Gebäude. Selbst die Kirchen mit ihren Thürmen verlieren sehr, wenn sie in der Nähe beschaut werden, während wieder das Innere durch Reichthum und Pracht fast überladen erscheint und im hellsten Lichterglanz prangt. Die Beleuchtung in der Stadt ist schlecht; allein die Hallen oder Läden, deren es sehr viele giebt, sind des Abends auf das brillanteste erleuchtet. Ihre Menge schmückt besonders die Hauptstraßen der Stadt, theils durch ihre Beleuchtung, theils durch ihren überaus werthvollen Inhalt; besonders betrifft dies die Gold-, Silber- und Juwelen-Läden. Die Bank, das Theater und das Zollhaus rechnet man zu den besten Gebäuden. Das zweckmäßigste Bauwerk aber in der Stadt ist unbedingt die prächtige Wasserleitung, welche von zwei Reihen sich über einander erhebenden Schwibbogen getragen wird. Ein krystallhelles Trinkwasser wird dadurch von dem zwei Stunden entfernten Corcovado-Gebirge über Berge und Thäler in die Stadt geleitet, und mehrere Springbrunnen werden damit versorgt. Unter den Plätzen nenn' ich dir besonders den Pallast- oder Residenzplatz, den man gleich vom Hafen aus zuerst betritt. Hier gewahrt man den kaiserlichen Pallast und einige andere große Gebäude, aber auch eine Hauptfontäne der Wasserleitung, wo das Wasser nach vier Seiten hin aus einer Pyramide herausströmt, und besonders von den Matrosen aller Nationen stark in Anspruch genommen wird, weil es sich auf Seereisen durch seine Güte schon hinreichend bewährt hat. Zur öffentlichen Promenade dient besonders der Passeio publico, ein an der Südseite der Stadt angelegter Park mit zahlreichen Alleen, der dem Meere so nahe liegt, daß derselbe, durch einen 20 Fuß breiten Damm von großen Quadersteinen aus Granit gegen die nicht selten heranstürmenden Wellen hat geschützt werden müssen. Ein herrlicher Erholungs-

platz mit einer bezaubernden Aussicht, eine wahre Augenweide für den Freund der schönen Natur.

Von dem Leben und Treiben in der Stadt kannst du dir gar keinen Begriff machen. Dagegen geht es in dem geräuschvollen Berlin sehr ruhig her, so wogt, fährt, reitet und schreit hier Alles durcheinander. Man hört fast in allen Zungen sprechen, und sieht die Trachten aller Nationen und in allen Hautfarben. Die schönsten Equipagen aus London und Paris, meist vier lang bespannt, Chaisen und Kabriolets eilen schnell durch die Straßen, während man auch noch hier und dort einige zweirädrige Karren, jeden von einem Ochsen gezogen, schon von ferne knarren und pfeifen hört. An 200,000 Neger und Negerinnen sind hier täglich auf den Beinen, die theils als Dienerschaft die Equipagen zieren, theils die gewöhnlichen Hausarbeiten verrichten, aber in weit größrer Zahl handelnd durch die Straßen ziehen und dabei laut schreiend zum Kauf auffordern. Von ihnen wird Alles, leicht oder schwer, selbst die größte Kleinigkeit, nicht in der Hand, sondern auf dem Kopfe getragen.

Am meisten würde dich die Menge der Kirchenfeste hier in Erstaunen setzen, deren Zahl so bedeutend ist, daß fast der dritte Theil des Jahres damit ausgefüllt wird. Sie machen aber auch fast die einzige Ergötzlichkeit des Volkes aus. Gewöhnlich beginnen sie erst nach Sonnenuntergang. Bei solchen Gelegenheiten scheuen dann auch die Kirchen keinen Aufwand, um diese Feste nur recht feierlich auszustatten. Während die Menge, festlich gekleidet, von allen Seiten der Kirche zuwogt, und auf allen Gesichtern Freude glänzt, sieht man prasselnde Feuerwerke, brennende Holzstöße und Pechpfannen vor den Thüren der Kirchen aufgestellt, welche weit umher Licht verbreiten. Die Damenwelt, den Tag über für Jedermann unsichtbar, erscheint nun kostbar gekleidet und von Sklavinnen umgeben, feierlich einherschreitend, in langen Zügen. Eine herrliche Musik und der Glanz von unzähligen Kerzen empfängt die

Andächtigen, worauf dann der Gottesdienst beginnt, aber auch eben so geräuschvoll mit Feuerwerk, unter dem Jubel der zurückkehrenden Menge, endet. An den hohen Festen sind nicht nur die Kirchen, von der Decke bis zu dem Fußboden herab, mit kostbaren, seidenen Tapeten geschmückt, wobei zugleich der ganze Reichthum der Kirchen auf den Altären prangt, sondern selbst die Häuser in den Straßen mit den schönsten Blumengewinden, wie auch mit den reizendsten Teppichen geziert.

Von den schönen Ananas, Apfelsinen und Bananen, die hier äußerst billig zu haben sind, wünschte ich dir wohl einige mitzuschicken; allein das ist wegen der großen Entfernung gar nicht möglich, denn sie würden auf dem langen Wege ohne Zweifel verderben. Dagegen werde ich dir mit der nächsten Gelegenheit einige Käfer- und Kolibriarten zukommen lassen, die dich nicht allein erfreuen, sondern auch deine Sammlung ganz besonders vervollständigen und schmücken sollen.

Drei Gedichte von F. W. Riehl.

Morgenlied.

Der junge Morgen nahet
Im lichtgewebten Kleid,
Die goldnen Locken wallend,
Mit Rosenpracht bestreut.

In seinem Glanze strahlet
Die Au', der Wiesenbach;
Mit seinen Purpurlippen
Küßt er die Blumen wach.

Sie schau'n, die Äuglein perlend,
Entzückt zu ihm empor;
Aus ihren Herzen strömet
Ein Opferduft hervor.

Grüngolden blitzt und funkelt
Der Wald in Blüthenpracht;
Schon sind in seinen Zweigen
Die Vöglein all' erwacht.

Sie jauchzen laut und jubeln
Ein lieblich' Feierlied,
Wie's aus den zarten Seelen
Nie schöner noch erblüht.

Und überall rauscht Wonne,
Und Jubel weit und breit;
Wie prangt im Rosenlichte
Die Welt voll Herrlichkeit!

Mein Herz, du sollst auch singen,
Da Alles Lust und Klang:
O töne, Lied, und werde
Ein hehrer Lobgesang!

Die Rose.

Die Rose ist das Bild der Jugend,
Sie blüht, wie diese, hold und schön;
Ihr Hauch ist süß und balsamduftend,
Man kann sie nur mit Wonne sehn.
Sie strahlt in hoher Majestät,
Doch ach! schnell ist ihr Reiz verweht.

Die Rose ist das Bild der Liebe,
Der himmlischen, die selig macht;
Gleich ihr entzückt sie alle Herzen,
Wenn sie im Jugendglanze lacht,
Wenn sanft ihr mildes Feuer sprüht:
Doch schnell, ach schnell ihr Mai verblüht.

Die Rose ist das Bild des Lebens,
Es ist so süß, so himmlisch süß;
Doch hat es, wie die Rose, Dornen,
Ist nie vollkomm'nes Paradies.
Und wie entflieht ihr Glanz und Schimmer,
Sinkt auch das Leben schnell in Trümmer.

Kindestrauer.

Der Morgen ist so schön und mild,
Die Sonnenlichter lachen;
Im gold'nen Glanz prangt das Gefild;
Dem Herzen der Natur entquillt
Gebet in tausend Sprachen.

Die Quelle murmelt, es rauscht die See,
Die Blumen duften und klingen;
Die Vöglein jauchzen in luftiger Höh',
Und Wonne strahlt, wohin ich seh',
Mit purpurfarb'nen Schwingen.

Doch mir ist im Herzen so weh', so bang',
Mich fliehen alle Freuden;
Mein Mütterlein ist ja so todeskrank;
So nahe dem Grabe, dem Untergang,
Muß unaussprechlich leiden.

Allmächtiger Vater, du kennst ihre Noth,
Du kannst sie allein befreien;
O laß sie genesen, allgütiger Gott!
Ich will dir auch, Vater, bis zum Tod
Mein Herz zum Tempel weihen!

Doch soll sie trinken, muß es gescheh'n,
Den Todeskelch, den herben,
Muß, muß sie so früh in die Gruft schon gehn,
O Gott, so erhöre mein heißes Fleh'n,
Und laß mich mit ihr sterben!

Thaten der List und des Glückes, oder der Krieg des Wolfes und Fuchses.

Nach einem wendischen Märchen aus der schlesischen Lausitz.
Von E. J. Reimann.

Der Bauer Pardonja hatte eine alte Katze. Es war ein gutes Thier, das schon manche Maus gefangen hatte und nie in die Fleischkammer eingedrungen war. Der Frau war sie deshalb lieb, weil sie mit dem Rothkehlchen, das in der Stube herumflog, wirklich in rechter Freundschaft lebte. Aber die gute Katze war alt geworden und wollte sich lieber hinter den warmen Ofen legen, als auf dem Felde umherstreichen, hätte auch lieber von Milchsuppe gelebt, als von dem eignen mühseligen Fange. Den Bauern ärgerte das, und eines Morgens sagte er zu seiner Frau: „Ich gehe jetzt in die Stadt, und wenn ich wieder nach Hause komme, so werde ich die alte, faule Katze ersäufen." Die Frau bat zwar, er möchte dem guten Thiere doch das Gnadenbrot geben, aber der Bauer beharrte auf seinem Sinne. Es war jedoch, als hätte die Katze die unglücklichen Worte Pardonja's verstanden; denn als der Mann fort war, kam sie hervor, schlich um die Frau herum und miaute

so kläglich, daß die mitleidige Frau die Thür aufmachte und die Katze fortlaufen ließ. Sie war zwar nicht gut zu Fuße, flüchtete sich aber doch so rasch als möglich nach dem nahen Gebüsche.

An demselben Tage ereignete sich im Hause des Nachbars eine ganz ähnliche Geschichte. Der Bauer Nasdalak hatte einen alten Hund. Dieser war in seiner Jugend der Liebling des ganzen Dorfes. Er konnte die Schafe allein hüten, und ging doch so sanft mit ihnen um, daß er den wilden und widerspenstigen Pfleglingen höchstens ein wenig Wolle auszwackte. Nie hatte er ein Kind gebissen; er machte ihnen vielmehr allerlei lustige Sprünge und Späße vor. Und für den Bauern hatte er bei nächtlicher Weile manchen Hasen erjagt und nach Hause gebracht. Aber der Hund war jetzt alt, und es ärgerte den Bauern, daß er ihn für sein Nichtsthun noch füttern sollte. Auch heut gerade, als er aufstand, sagte er: „Wenn ich wieder aus der Stadt komme, werde ich den alten, faulen Hund erschießen.“ Das Bitten der Frau half eben so wenig, wie beim Nachbar Pardonja, und der Bauer blieb bei seinem harten Vorsatze. Doch kaum war er fort, so kam der Hund zur Frau heran und sah sie so wehmüthig an, daß sie sich seiner erbarmte, ihm die Thür aufmachte und ihn fortlaufen ließ. Er ging ebenfalls mit schnellen Schritten dem nahen Walde zu.

Die beiden alten Vertriebenen trafen sich am Rande der Kiefern und waren halb verwundert, einander hier zu sehen, doch auch halb erfreut, einen Bekannten zu finden; und obgleich sie früher oft im heftigsten Streite gelebt hatten, so lehrte sie die Noth und das Unglück bald Freundschaft schließen.

Sie setzten sich unter einen Wachholderstrauch und klagten sich gegenseitig ihre Noth.

In ihrem Kummer hatten sie nur die einzige Freude, daß die hartherzigen Bauern, wenn sie nach Hause kämen, sich über ihre Flucht recht ärgern würden.

Da kam der Fuchs zu ihnen. „Was sitzt ihr hier und beklagt euch?" fragte er. Beide erzählten ihm nun ihre früheren Verdienste und ihr jetziges trauriges Schicksal. „Euch geht's gerade, wie manchen herrschaftlichen Dienern," sagte der Fuchs; „aber ich will Jedem von euch wieder zu seinem Dienste verhelfen; ihr müßt mir jedoch auch in meiner Sache behülflich sein." Hund und Katze sicherten dem Fuchse ihren bereitwilligen Beistand zu, und dieser sagte: „Seht, ich habe eben Krieg mit dem Wolfe. Der Bär und das wilde Schwein wollen dem Wolfe helfen, und ich habe noch keine Bundesgenossen. Morgen soll der Hauptkampf stattfinden; auf der großen Wiese mitten im Walde sollen sich die Heere treffen und die Sache ausfechten. Wir sind zwar nicht stark; aber ihr wißt, es kommt Alles auf die List des Feldherrn und die Tapferkeit der Mannschaften an, und wir werden uns schon durchfechten. Hund und Katze willigten ein, und da sie sehr hungrig waren, fing der Fuchs der Katze eine Maus und theilte mir dem Hunde einen übrig gebliebenen Knochen. Dann legten sie sich schlafen und machten sich am Morgen zeitig auf, damit sie von der Hitze nicht zu viel zu leiden hätten.

Die Feinde aber, die im Walde wohnten, waren zuerst da, und hatten ihren Spott, als ihnen ein Vogel erzählte, der Fuchs käme mit einem alten Hunde und einer lahmen Katze, die bei jedem Schritte einen Seufzer ausstieße. Da es sehr warm wurde, legten sie sich gemächlich in den Schatten einer Eiche. Der Bär kletterte auf den Baum und kauerte sich auf einen Ast; der Wolf legte sich darunter, und nicht weit von der Eiche vergrub sich das Schwein in einen Haufen dürres Laub, so daß nur die eine Ohrenspitze zu sehen war. Unterdessen kam das Heer des Fuchses langsam heran, aber sehr leise, um erst auszukundschaften, wo der Wolf mit seinen Verbündeten im Hinterhalt liegen möchte. Zufällig hatte sich eben eine boshafte Stechfliege auf das hervorguckende Schweinsohr gesetzt und gab einen solchen Stich, daß das Ohr sich

bewegte. Die Katze hält es für eine Maus und stürzt sich darauf. Das Schwein erschrickt, grunzt, springt auf und läuft davon. Aber die Katze erschrickt noch mehr, spuckt und klettert vor Angst geschwind auf den Baum, dem Bären gerade in's Gesicht. Und der Bär, der eben recht sanft schlief, erschrickt am meisten, knurrt, springt herunter und stürzt gerade auf den Wolf, so daß er diesen erschlägt, und, selbst ganz zerschlagen, sich davon macht.

So war mit einem Male die Wahlstatt geräumt und das Schlachtfeld siegreich behauptet.

Da zogen sie aus dem Kriege heim
Und sangen gar fröhliche Liedelein.

Manche werden nun glauben, der Fuchs habe seine Verbündeten gewiß betrogen und sie jetzt im Stiche gelassen. Aber unser Fuchs war ein rechtschaffener Fuchs, der sein Wort hielt. Er sagte: „Jetzt werde ich für euch sorgen." Auf dem Heimwege fing er ein halbes Schock Mäuse, die sie dann zusammen trugen. Als sie an die Zäune vor dem Dorfe kamen, war es schon finster, und er sagte zur Katze: „Hier lege ich die Mäuse auf den Backofen an Pardonja's Hause. Lege dich dazu, aber friß jetzt keine. Morgen früh, wenn die Frau die Hausthür aufmacht, nimm eine Maus und trage sie hinein; dann hole die zweite, die dritte und so langsam weiter, aber stelle dich so, als kämst du vom Felde, vom Garten, oder aus der Scheune. Dann wirst du schon sehen, was geschieht." Die Katze hatte zwar ein wenig Angst vor dem Bauer, aber sie traute so auf den Verstand des Fuchses und auf die Freundlichkeit der Hausfrau, daß sie sich vornahm, Alles nach dem Rathe des Fuchses auszuführen. Sie überwand glücklich ihre Leckerhaftigkeit und schlief ruhig ein.

Nun wollen wir hören, was für einen guten Rath der Fuchs dem Hunde gab. Er sagte: „Gehe leise auf Nasdalak's Hof und nach ein Paar Stunden, so mitten in der Nacht, fange einige Male tüchtig

zu bellen an. Dann bleibe ruhig in deiner Hütte liegen und morgen wirst du schon sehen, wie es kommt."

In der Nacht bellte der Hund mehrmals aus Leibeskräften. Die Frau hörte es, weckte den Mann und sagte: „Steh' doch auf, und sieh' in die Kammer! Der Hund ist wiedergekommen und bellt aus aller Macht. Es sind uns vielleicht Diebe über die Wurst gekommen." Die Leute hatten nämlich den Tag vorher geschlachtet, und die Frau war in Sorgen wegen des Fleisches. — Aber der Mann stand nicht auf und sagte: „Der dumme Hund bellt ja immer ohne Ursache." Während der Zeit aber war der Fuchs in den Keller und die Fleischkammer eingedrungen und hatte tüchtig geplündert. Am folgenden Morgen wollte die Frau in's benachbarte Dorf zur Kirche gehen und ihrer Muhme ein Paar Würste mitnehmen. Als sie nun in die Kammer kam, sah sie ein Loch unter der Schwelle und drin und im Keller war das Meiste weg oder verwüstet. Da wurde sie sehr zornig auf den Mann und sagte: „Hab' ich's nicht immer gesagt, daß es ein vortrefflicher Hund ist? Aber du willst nur immer Recht haben. Da hast du's nun." Der Mann konnte nichts entgegnen, und die Frau holte den Hund in die Stube und brockte ihm eine Milchsuppe ein, und es ging ihm von jetzt an wieder so gut, wie in seinen jungen Tagen.

Auch der Katze ging Alles glücklich von Statten. Als am Morgen die Hausthür knarrte, stand sie schon mit einer Maus davor und brachte dann immer eine nach der andern. Die Frau war ganz glücklich, daß ihre liebe Katze wieder da war. „Siehst du," sagte sie zu ihrem Manne, als er herunter kam, „wie unsre Katze maust?" Und sie nahm ein Stück von der Semmel, die der Mann aus der Stadt mitgebracht hatte, brockte ihr eine Suppe ein, und der Mann durfte gegen das gute Thier kein Wort mehr sagen.

Die Affen als Seefahrer.

Von E. J. Reimann.

Ein mit Affen beladenes Schiff kam in einer Stadt an. Die Schiffsherren gingen fort, ihre Affen feil zu bieten, und die Matrosen verließen das Schiff ebenfalls, um sich in einer Schänke gütlich zu thun. Als so die Affen allein waren, fing ihr Ältester an: „Kameraden, jetzt ist's Zeit, uns aus der Sklaverei zu reißen! Die Gelegenheit lacht uns eben zur Rückkehr. Auf! Ihr habt es ja gesehen, wie Wind und Wetter geschickt zu bändigen sind. Greift an! Ich will der Steuermann, ihr sollt Matrosen sein!" Die ganze Kompagnie stimmte jubelnd bei. Im Augenblick wurden die Anker aufgewunden, die Segel gestellt, und das Schiff flog dahin. Es ließ sich herrlich an. Der Wind war anfangs gut, und man hätte es sehen sollen, wie die Schiffsjungen von einem Segel auf das andere sprangen und den Mast auf- und abkletterten. Der neue Steuermann, der sich viel Ansehn gab, saß am Ruder, schaute überall herum und schien plötzlich bestürzt zu sein. „Ihr Herren," rief er aus, „es wird ein Sturm entstehen. Dort unten zieht es finster herauf, und die See verändert Lauf und Farbe. Doch sorgt nicht und

seht nur auf mich!" Der prophezeihte Sturm traf auch wirklich ein, doch mit der Kunst der Affen war es gefehlt; denn in der Angst machten sie Alles verkehrt. Statt die Segel einzureffen, rollten sie dieselben auf. Statt das Schiff von Felsen abzulenken, fuhren sie stracks darauf los. Bei solcher Wirthschaft konnte das Schreien und Lärmen, welches sie den Schiffsleuten nachmachten, nichts helfen. „Nur Land, Land!" rief Alles; das Schiff stieß auf einen Felsen und brach in Stücke, und das ganze Affenvolk ging kläglich zu Grunde.

Der Schäfer und der Wiederhall.

Von E. J. Reimann.

Dem Schäfer Atis wurde einst aufgetragen, eine gewisse Preisfrage zu entscheiden. Er ging in ein Thal, um welches rings herum viele und große Felsen lagen, und überlegte hier das Urtheil. „Ach Himmel!" rief er, „sage mir's, wer singt am lieblichsten, Sylvander oder Steffen?" „Steffen, Steffen," schrie das Echo gleich aus allen Ecken. „Wie?" fragte Atis darauf, „der Steffen singt am besten?" „Am besten, besten!" schrie es wieder. „Gut," sprach er, „dieser Ausspruch soll auch gültig sein." Er ging in's Dorf zurück, gab sein Urtheil ab und Steffen erhielt den Preis.

Richten wir nicht oft auch so?

Räthsel.

Von H. P.

Erste Silbe.

Ich springe behende durch Wald und Flur,
Mit leichten und lustigen Füßen;
In Einsamkeit such' ich den Aufenthalt nur,
Will einmal der Ruh' ich genießen.
Geziert ist mein Haupt und mein Körper ist schlank,
Durch Felder und Wälder kein Weg mir zu lang.

Zweite Silbe.

Auf mir erscheint dir ein liebliches Bild
Von Feldern und Wiesen und Auen;
Stets kannst du von Ferne mich eingehüllt
In bläuliche Nebel erschauen.
Fest steh' ich auf ehernem, felsigen Grund,
Und zeige dir Schätze im gähnenden Mund.

Das Ganze.

Mein Ganzes ist groß nicht, doch lieblich und schön,
In einem romantischen Thale,
Rings eingeschlossen von waldigen Höh'n,
Beleuchtet vom röthlichen Strahle.
Es bietet die Gegend manch' Schönes uns dar,
Und Fremde besuchen von Jahr sie zu Jahr.

Die Hoffnung.

Von L. Koßarski.

Die Hoffnung folgt dir, wie dein Schatten,
Und läßt dich nimmermehr ermatten
Auf lastbeschwertem Lebensweg.
Kaum merkt sie deine Herzbedrückung,
Gleich, mit dem Tranke der Erquickung,
Erscheint sie dir auf deinem Steg.

Und wundersam ist ihre Gabe;
Du greifst dann fröhlich nach dem Stabe,
Und pilgerst weiter, frisch und leicht.
Und immer mit derselben Labe
Erquickt sie dich, bis nah am Grabe
Sie dir des Trankes Neige reicht.

Die Sonnenfinsterniß am 28sten Juli 1851 auf der Insel Rügen gesehen.

Von F. Weidner.

Einen Theil der Sommerferien d. J. benutzte ich zu einer Reise nach der Insel Rügen, und befand mich mit meinem Reisegefährten am 28. Juli. auf dem Kreidefelsen Stubbenkammer. Hier beobachteten wir die in den Nachmittagsstunden dieses Tages eingetretene Sonnenfinsterniß und ich will euch, meine lesenden Freunde, kurz und einfach beschreiben, welche Umstände bei dieser Erscheinung besonderen Eindruck auf mich gemacht haben.

Es war das schönste Wetter, ein wolkenloser, klarer Himmel, eine heitere, heiße und stille Luft während der ganzen Erscheinung.

Da Stubbenkammer auf der Insel Rügen dem Rande des Mondschattenkegels viel näher war, als Berlin, so sahen wir die Sonne auch mehr verfinstert, als ihr sie in Berlin und den noch weiter südöstlich gelegenen Örtern gesehen habt. Es blieb nur eine sehr schmale Sichel der Sonnenscheibe sichtbar.

Der Eintritt und das Fortschreiten der Verfinsterung ging allmälig vor sich, wie überall. Je dunkler es aber wurde, je mehr veränderte sich der Anblick des Meeres. Es war nicht die glänzende Silberfarbe in der Abenddämmerung bei ruhiger, heiterer Luft, sondern ein mattes, und in dem höchsten Punkte der Verdunkelung fast glanzloses Grau bis zum Horizonte. Dabei waren anfangs und im Verlaufe der Erscheinung die Schatten von Stubbenkammer so scharf und so schwarz, auf den Meeresspiegel hingeworfen, als ob ein Maler sie mit den dunkelsten Farben gezeichnet hätte. An dem scharfen, schwarzen Rande lief aber ein heller, goldener Sonnenstreifen dahin. Der hellste Lichtschein mit dem tiefsten Schatten grenzte und verlief sich, immer schwächer werdend, bis er sich mit in das Meer, dem Grau desselben vermischte und verlor. Es war ein schöner, belohnender Anblick. Sonnenstrahlen, die durch das Laub der Bäume fielen, zeichneten auf dem Erdboden ganz treu das Bild der Sonne, und man konnte an diesen Schatten ganz genau das Fortschreiten der Verfinsterung beobachten. Während der größten Verdunkelung ward es bedeutend kühl; die Angesichter der Menschen nahmen eine verschiedene Färbung an, manche grünlich, die meisten grau, viele bläulich, dabei der Ausdruck des Gesichts und der Blick ängstlich erscheinend. Die Möwen und Seeschwalben schwärmten während zunehmender Verfinsterung in den Schatten der Felsen und suchten, wie zur Nachtruhe, ihre Nester in den Klüften; die Heimchen in dem nahen Walde stimmten ihr eintöniges Abendlied an. Es war keine Dämmerung und auch keine Nacht; es war, wie ein Vorgefühl einer Todesangst in der Natur, die Erwartung des Vergehens und Dahinsterbens, das Gefühl eines in Ohnmacht Versinkenden. Doch in wenigen Minuten kehrte das Licht allmälig zurück, Alles athmete frischer und froher; Freude strahlte wieder auf dem Antlitz der Menschen; sie nahmen ihr natürliches Ansehen und den gewöhnlichen Ausdruck wieder an. Die Möwen und Seevögel flogen auf's Neue in See, und die schönen Bäume, das Meer und die

ganze Natur schienen zu neuer Freude erwacht, und es war, als strahlte Alles in viel schönerem Lichte, als zwei Stunden früher vor dem Eintritt der Finsterniß.

Keine Zeichnung vermag solches Naturschauspiel festzuhalten und wiederzugeben; nur der Erinnerung des aufmerksamen Beobachters schweben die einzelnen Momente vor.

Es soll mich freuen, wenn diese kleine Darstellung euch, liebe Kinder, anregen würde, die Erscheinungen der nächsten, für uns großen, am **22.** Dezember **1870** eintretenden Sonnenfinsterniß mit Aufmerksamkeit zu beobachten. Ihr seid alsdann verständige Menschen geworden und könnet hinauswandern in die schöne, freie Natur und beobachten, an welchem Orte euch beliebt; ich, alsdann ein Greis, werde aus dem Fenster meines einsamen Stübchens auch noch zuschauen, so Gott es will.

Weihnachtslied.

Von C. Schanze.

Freudenreiches Fest, sei uns willkommen,
Lang' ersehnte, schöne Weihnachtszeit!
Frohe Kunde haben wir vernommen,
Heut' frohlockt die ganze Christenheit:
Denn die gnadenreiche, heil'ge Nacht
Hat das Jesuskind zur Welt gebracht.

Engelschaaren, die dem Höchsten dienen,
Nahen sich den Hirten mit dem Wort:
„Fürchtet nichts! der Christ ist nun erschienen,
„Euer Heiland und der Völker Hort;
„Dort in Bethlehem, in David's Stadt,
„Wie es der Prophet verkündet hat!"

Staunend sehen sie die Lichtgestalten,
Noch ertönt ein hehrer Lobgesang:
„Friede soll fortan auf Erden walten!"
Ihnen lieblich in die Ohren klang.
Länger können sie nicht widersteh'n,
Müssen selbst, was sich ereignet, seh'n.

Eilig wallen sie von ihren Fluren
In die nahe, kleine Hirtenstadt,
Bis auf sicher'n, wohlbekannten Spuren
Bald ihr Fuß das Ziel erreichet hat.
Andachtsvoll ergriffen, staunen sie,
Beugen fromm in Demuth ihre Knie.

Wunderbares Kindlein hier im Stalle!
Freundlich, sitzend auf Marien's Schooß,
Wie erquickt dein holdes Lächeln Alle,
Die dich schauen, ja, du machst sie groß!
Selber arm, machst du doch Alle reich;
Solchem Kinde ist wohl keines gleich!

Frohe Kinderschaar, sink' betend nieder!
Bringe deine Huldigungen dar!
Laß erschallen deine Festes-Lieder
Diesem Kindlein, welches doch fürwahr
Wohl mit Recht der ganzen Kinderwelt
Stets zum Musterbild wird vorgestellt.

Flehe, daß in Wandel und Geberden,
Wie an Demuth, Lieb' und Freundlichkeit,
Du dem Jesuskind mög'st ähnlich werden:
Nütze diese schöne Weihnachtszeit,
Und bedenke, daß vom lieben Christ,
Du zum Gottesreich berufen bist.

Inhalt.

Seite
Ein Märchen von Marie Luise 1
Vier Gedichte von F. W. Riehl 5
Schmetterling und Knabe 5
Veilchen's Tod 6
Der Spaziergang im Walde 7
Der Sternenhimmel 9
Erinnerungen eines alten Thalers von J. F. Rohdmann . . . 11
Schneeglöcklein von Johannes Wilhelm Worm 25
Der Sterne Deutung von Johannes Wilhelm Worm . . . 26
Im Lenz von A. Seiffert 27
Ein heiliger Abend von H. Freudenfeldt 29
Vöglein's Geschick von J. F. Rohdmann 36
Gedichte für kleine Kinder von D. H. R. Marco 40
Der Schmetterling 40
Hund und Katze 41
Das Heimchen im Hause von Henriette Stief 42
Des Frühlings Bote von F. Brunold 59
Rose und Vergißmeinnicht von F. Budke 60
Der Garten von E. Bellermann 64
Zwei Zwergsagen von F. Brunold 69
Erste Sage 69
Zweite Sage 71
Der kleine Tambour von Arcole von v. Keiserlingk 73

Seite
Drei Gedichte von Weichbrodt 83
Wie es den Dieben ging 83
Kind und Blümchen 84
Die Henne 84
Die Ameiseninsel von Karl Rabe 86
Gedichte von W. Typke 97
Hasenbrot 97
Abendgesang 99
Die Namen der Blumen von J. F. Reimann 100
Rückkehr zur Heimath von A. R. 108
Das Buch zur Hand von J. F. Rohdmann 109
Zwei öffentliche Plätze von F. Budke 113
Morgenanbruch v. H. Freudenfeldt 119
Der Sänger Scheiden von D. Könemann 120
Die Wittwe und ihr Erbtheil von F. Schmidt 122
Drei Gedichte von A. Moritz 140
Maikäferliedchen 140
Wo hört die Mutterliebe auf? 141
Der Knabe am Grabhügel seines Vaters 144
Brief eines jungen Deutschen von C. Schanze 145
Drei Gedichte von F. W. Riehl 157
Morgenlied 157
Die Rose 158
Kindestrauer 159
Thaten der List und des Glückes von C. J. Reimann 161
Die Affen als Seefahrer von C. J. Reimann 166
Der Schäfer und der Wiederhall von C. J. Reimann 167
Räthsel von H. P. 168
Die Hoffnung von L. Koßarski 169
Die Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851 auf der Insel Rügen gesehen von F. Weidner 170
Weihnachtslied von C. Schanze 173

Druck von W. Schmidt.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 072859603